

Dresden,
Buchdruckerei von Ernst Blochmann.

Das

historische Museum

in Dresden.

Von

J. G. v. Quandt.

Dresden,
im Verlage der Walther'schen Hofbuchhandlung.

1834.

Vorwort.

In ältern Zeiten waren die Werke der Kunst ein Gemeingut, dessen Genuss ein Jeder, der Kunstthätigkeit zu fördern vermochte, dem Andern gern gönnte und bereitete. So schmückten die Bürgerschaften ihre Rathhäuser, Kaufhallen und öffentliche Plätze mit Bildnereien und architektonischen Werken. Bei Kirchen wurde die Baukunst in ihrer höchsten Würde in Anwendung gebracht; wer die geweihten Räume betrat, ward vom Gefühl der Erhabenheit ergriffen, welches vorzugsweise diese Kunst einzuflössen vermag, und reiche Leute stellten hier, zur allgemeinen Erbauung, Andachtsbilder

auf. Selbst jeder Hauseigner wendete einen nach seinen Mitteln verzierten Giebel, oder doch ein durch Bildhauerei geschmücktes Pförtchen, nach der dämmerigen Strasse hin, dass der Vorübergehende sich still daran erfreute.

Es ist hier Friedrichs des Weisen dankbar zu gedenken, der mit Werken des Lucas Cranach und Albrecht Dürer öffentliche Gebäude, besonders die Schlosskirche in Wittenberg, verherrlichte, indess er selbst äusserst einfach und mässig war und auf das Nöthige und Anständige sich beschränkte.

Später ward die Kunst eine Dienerin und ihre Werke wurden Eigenthum der Reichen und Fürsten, welche solche in verschlossenen Kunstkammern aufhäuften.

Churfürst August I. war der Gründer einer Kunstkammer in Dresden, welche die Churfürsten Georg I. und II. sehr bereicherten.

Diesen Sammlungen verdankt Sachsen hauptsächlich seinen ererbten Ruf ausgezeichneter Kunstbildung.

Nach der Ansicht der damaligen Zeiten nahm man Alles auf, was für sehenswerth gehalten wurde, ohne Werke der Kunst, in welchen sich geistige Anschauungen darstellen, von Kunststücken, an denen sich blos die Geschicklichkeit der Hand zeigt, zu sondern und selbst Naturalien und Kleinodien fanden in dergleichen Sammlungen einen Platz.

Eine Feuersbrunst, welche 1701 im Schlosse ausbrach, brachte diese Kunstsammlung in grosse Verwirrung und nachdem sie über 20 Jahre in diesem Zustande verharrt war, nahm August der Starke eine Sichtung dieser Schätze vor, und liess daraus mehrere Sammlungen, nach wissenschaftlichen und künstlerischen Eintheilungsgründen, bilden, die er unter die Aufsicht seines Leibarztes, von Heugher, stellte,

der vorzugsweise für die Vermehrung der naturgeschichtlichen Abtheilung sorgte.

Durch diese Sonderung entstand die Kunstkammer, in welche hauptsächlich Kunststücke technischer Fertigkeit aufgenommen wurden.

Als Churfürst August III., König von Polen, zur Regierung kam, dessen Geist durch und für Werke der Künste im höheren Sinne des Wortes sich gebildet hatte, dem wir unsere Museen verdanken, und welchem, bei der Auswahl und dem Ankaufe von Kunstwerken, Männer wie Graf Algarotti, der Legationsrath und Generaldirector der Academie, Ludwig Hagedorn, und der Gallerie - Director von Heinecke zur Seite standen, so trat, wie es nicht anders seyn konnte, der Geschmack an Künsteleien und Seltenheiten zurück.

Die Kunstkammer kam allmählig in Verfall und, man könnte sagen, in Ver-

gessenheit, obwohl sie noch einzelne schätzbare Kunstwerke, besonders Bildnereien in Elfenbein und Holz enthielt.

Aus ziemlich früher Zeit bestand noch neben den Kunstsammlungen, eine Sammlung von Waffen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten in dem alten Stallgebäude, wohin man Alles legte oder verwies, was man in Museen nicht unterzubringen wusste.

Diese Sammlung muss schon zu Churfürst Moritz's Zeiten angelegt worden seyn; denn Johann Christoph Rüdiger erwähnt sie bei Gelegenheit der eisernen Kette, an welche die Friesen Herzog Heinrich den Frommen aufhängen wollten, in den Sächsischen Merkwürdigkeiten und sagt: „dass der Herzog diese Kette unter seine Kleinodien gerechnet, sie in seiner Schlafkammer aufbewahrt habe und dass sie dann in dem alten Stallgebäude gezeigt worden wäre.“ Auch Weck

gedenkt dieser Sammlung als einer längs bestehenden.

In Ermangelung einer passenden Benennung gab man derselben den Namen Rüstkammer, weil sie grossentheils in alten Waffen bestand. Es war eine Vorrathskammer, oder, wem das französische Wort besser klingt, mag sie *Garde-Meubles* nennen.

In den Museen August's III. wurde zuerst der Kunstsinn in Winkelmann, Raphael Mengs und wahrscheinlich auch in Lessing geweckt und genährt und durch diese ausgezeichneten Männer die Aufmerksamkeit der Gebildeten den Künsten, besonders den zeichnenden, zugewendet.

Durch Heinse, Göthe, die Schlegel und Tiek hat dieser Sinn für bildende Künste sich entfaltet, und mit deutscher Poesie und Philosophie so verbreitet, dass nun der Genuss an Kunstwerken ein

fast allgemeines Bedürfniss ist, das um so dringender Befriedigung forderte, als die Kunst aus dem öffentlichen Leben verschwunden war.

Nicht mehr in Kirchen und Rathhäusern fand man sie; von den Stirnmauern der Häuser blickten nicht, wie sonst, heitere Bilder herab, und was an solchen Orten sich noch von ihren Werken etwa erhalten hatte, war in Staub und Vergessenheit begraben. Man musste dem Kunstgenusse in Museen nachgehen, welche die Zufluchtsorte der aus der Welt verstossenen Kunst geworden waren.

In allen Hauptstädten Europa's wurden nun dem Volke die Museen aufgethan, und so auch bei uns.

Das Interesse an Kunstwerken glich aber nicht mehr dem in der Vorzeit, als noch e i n Herzensschlag ein frisches Blut durch Kunst und Volksleben strömte. Durch

Gelehrte, Dichter und Philosophen war dieses Interesse wieder erweckt, aber auch ein anderes, ein mehr wissenschaftliches und ästhetisches geworden, als vormals, wo Werke der Kunst noch Gegenstände und Wahrzeichen religiöser und patriotischer Gesinnungen waren.

Die Museen mussten daher auch eine andere, der Zeit gemässere, Gestalt bekommen und man sah sich genöthigt, sie wissenschaftlich zu ordnen und dafür zu sorgen, dass ihre Aufstellung selbst den Kunstsinn befriedige.

Auf dem Standpunkt aus welchem antike Kunstwerke zu betrachten und zu geniessen sind, haben schon Winkelmann, Lessing, Hirt, Mayer, Thiersch, Ottfried Müller und viele Andere hingewiesen und in Hinsicht der Kenntniss der neuern Malerei, nach welcher Gemäldesammlungen wissenschaftlich und geschichtlich zu ordnen seyen, haben hauptsächlich

Lanzi, Fiorillo und Baron Rumohr gründliche und umfassende Anleitungen gegeben.

Der König Friedrich August kaufte die Gypsabgüsse, welche Mengs für sich gesammelt hatte, liess unter Adelung die Bibliothek ordnen, bereicherte das Kupferstichcabinet, welches Inspector Frenzel zweckmässiger einrichtete, was rühmlich anerkannt werden muss, und aus Rom wurde Palmaroli zur Aufhülfe einiger, ihrem Verderben entgegeneilender, Gemälde berufen, da man diesem Restaurator in Italien selbst die Wiederherstellung der wichtigsten Malereien ohne Bedenken anvertraut hatte.

Unter des Königs Anton Majestät Regierung, während welcher so Manches, wie an einem milden Herbsttage, zur Reife kam, geschah auch bei uns so viel, als die Umstände gestatteten, um, in Hinsicht der Einrichtung der Museen, den Forderungen

einer vorgeschrittenen Kunstkenntniss Genüge zu leisten.

Die Gemäldegallerie hat Professor Mathäi und die Antikensammlung Hofrath Hase so umgestellt, dass ein grosser Theil der darin enthaltenen Kunstwerke geniessbarer wurde, welches dankbar angeführt zu werden verdient. Nur die Sammlung von Gypsabgüssen, die Kunstkammer und die Rüstkammer bedurften noch sehr einer Umgestaltung, der sich jedoch mancherlei Hindernisse entgegenstellten.

Auch für beide letztgenannte Sammlungen wurde gesorgt. Es war aber sehr schwierig, einen höhern Standpunkt aufzufinden, von welchem aus man die mannigfaltigen Gegenstände, Kunstwerke, Waffen, Hausrath und Prunkgeräthe als ein Ganzes überschauen könnte, und einen Gedanken zu fassen, an welchen sich diese sehr verschiedenartigen Einzelnheiten anreihen liessen.

Der umfassendste schien der historische zu seyn, dem sich aber die Schwierigkeit entgegenstellte, dass es über viele Gegenstände schwankende, ja oft gar keine geschichtlichen Nachweisungen giebt, und sodann, dass, wenn alle Gegenstände beider vereinigter Sammlungen chronologisch an einander gereiht werden sollten, die verschiedenartigsten Dinge wieder neben einander zu stehen gekommen wären, ohne von einem innern Bande zusammen gehalten zu werden.

Es blieb also nichts übrig, als aus diesen widerstrebenden Theilen ein geschichtliches Sittengemälde zu bilden und dadurch einen allgemeinen Standpunkt zum Ueberblicke des Ganzen, für die Einzelnheiten aber besondere, in sich jedoch übereinstimmende, Unterabtheilungen zu gewinnen.

Der erste Saal enthält daher solche Gegenstände, welche dem häuslichen Bedarfe

angehören, und in welchen also das Familien- und das gesellige Leben der Vorzeit sich darlegt. Der durchgehende Charakter ist Tüchtigkeit und Sorgfalt in der Ausführung, und um die Zweckmässigkeit spielt eine heitere Laune mit reichen Verzierungen. Die Bildnisse vollenden das Zeitgemälde, indem sich in der äussern Erscheinung des Menschen sein Inneres spiegelt.

Den zweiten Saal füllen Jagd- und Gärtnerei-Geräthschaften, die sich an den Haushalt anschliessen, aber ins Freie und zu den Beschäftigungen der Männer überführen, wie das edle Waidwerk der Schutz des Feldbaues und Mittelglied zwischen Friedenslust und Kampfesernst ist; denn es galt, Bären und Wölfe zu erlegen.

In der ersten langen Gallerie sind ritterliche Waffen, die zu Ernst und Schimpf dienten, und in der zweiten Kriegswaffen aufgestellt; wie denn die Soldaten dem Rit-

terthume ein Ende machten und des einzelnen Mannes Kraft und Muth durch Heereshaufen gebrochen wurde.

An diese Gallerie schliesst sich wieder ein Cabinet mit Schiessgewehren an, welche jedoch mehr von Leibwachen als von Feldsoldaten geführt wurden, und wenn in den ritterlichen Waffen sich ein Ernst im Kampfesspiel und Lust zeigt, so verräth sich hier ein Uebergang des Ernstes zum Spiele.

Hierauf folgt ein Saal mit Prachtgeschirren, hauptsächlich aus August's des Starken Zeiten, und ein kleines Cabinet mit orientalischen und andern fremden Waffen, die zur Pracht bei Hoffesten und dem Luxus dienten.

In einem Durchgangszimmer werden alte Staatskleider aufbewahrt, und man kommt nun in die letzte Gallerie, in welcher Paradepferde mit prächtigen Geschir-

ren, Ceremonienschwerdter und was sonst zum Prunk, zu Hoffesten und Lustlagern gebraucht wurde, zu sehen ist, und wodurch, wenn man auf die ersten Säle zurückblickt, der Gegensatz älterer und neuerer Zeit, von Häuslichkeit und Festespracht, von eisernem Ritterthum und glänzendem Hofleben, die Umwandlung von Sitten und Lebensweise, sich anschaulich darstellt.

Am Ende dieser Gallerie sind noch in einer besondern Abtheilung Gegenstände, welche der uns nächsten Vergangenheit angehören, untergebracht worden.

Diess ist der Gedanke und Plan, welcher durchzuführen beabsichtigt und vielleicht erreicht wurde, weil jeder Gegenstand auch ohne besondere geschichtliche Merkwürdigkeit doch das Gepräge seiner Bestimmung und Zeit an sich trägt und die Gewohnheiten, Neigungen und so auch Sinnesweise dessen be-

zeichnet, dem er zum Nutzen oder Vergnügen diente.

Diess sey zur Entschuldigung wo nicht Rechtfertigung, der Benennung: „Historisches Museum," gesagt; denn führt uns nicht die eiserne Hand eines Ritters in die Vorzeit zurück, und vergegenwärtigt uns nicht ein alter Hausrath die Vergangenheit oft wahrhafter als eine Aufzählung von Jahrzahlen und Tagen, die Manche ausschliesslich für Geschichte halten? —

Noch ein besonderer Werth dieses Museums besteht in dem unerschöpflichen Vorrathe von Erfindungen und sinnreichen Verzierungen, welcher von Handwerkern und Künstlern bestens benutzt werden könnte und der bei dem vormaligen Verfalle dieser Sammlungen nicht zum Vorschein kam.

Ausser den Belegen, die der Geschichts-

forscher, dem Vergnügen, welches der Alterthumsfreund hier finden mag, ist zu wünschen, dass kunstreiche Arbeiter diese Fundgrube sich zu Nutzen machen und so, was gelebt hat, fortlebe und wirke.

In Beziehung auf diese Andeutungen bitte ich, von solchen nicht mehr zu verlangen, als von ihnen gefordert werden darf.

Eine solche Anleitung soll blos den Standpunkt im Allgemeinen angeben, aus welchem etwas zu betrachten ist und über das Einzelne den nöthigsten Aufschluss denen ertheilen, welchen Gegenstände, wie wir sie hier finden, noch unbekannt sind.

Der gelehrte Geschichtsforscher bedarf keiner Anleitung und der Wissbegierige, der mehr lernen will als bei einer einmaligen Durchsicht dieser Sammlung, wozu diese Andeutung nothdürftig ausreicht,

möglich ist, wendet sich schon selbst an die Quellen.

Eben darum ist dieses Büchlein mit keinen Citaten am Saume verbrämt, um den Schein von Gelehrsamkeit zu vermeiden, der sehr leicht zu erreichen gewesen wäre, wenn man gelegentlich Noten angehangen hätte, die aus anderen Compilatoren konnten abgeschrieben werden.

Wo es Veranlassung gab und erforderlich schien, sind Gewährsmänner beiläufig angeführt, bei welchen der Wissbegierige sich weiter erkundigen kann.

Diess Büchlein ist also blos als Cicerone zu betrachten, der doch vor manchen andern den Vorzug hat, dass er sich nicht für einen Antiquar ausgiebt; nicht eher spricht, als man ihn befragt, und folglich den Beschauer in seinen eigenen Betrachtungen nicht stört.

Der Geschichtskundige wird bald gewahr werden und vielleicht daran Anstoss nehmen, dass ich bei den Biographien den sächsischen „Merkwürdigkeiten“ folgte.

Wenn dieses Buch auch vieles verschweigt, so sagt es doch ehrlich und schlicht heraus, was es erzählt.

Selbst der Ton eines Novellenerzählers, den Rüdiger oft annimmt, übt eine anziehende Kraft auf den Leser aus, und er schien mir für ein Buch musterhaft, welches nicht ausschliesslich für Gelehrte geschrieben ward.

Oft hat der Verfasser die eigenen Worte derer angeführt, von welchen er uns die Lebensbeschreibungen giebt, dadurch die Erzählungen belebt, und ihnen eine treuherzige Glaubwürdigkeit verliehen, welches mir in vielen Fällen nachahmungswürdig schien.

Mag der Geschichtsforscher bei Tenzel, Schöttgen, Adelung und Weisse mehr Aufschluss finden, so wird er doch verzeihen, dass ich mich für diesen vorliegenden Zweck hauptsächlich zu Rüdiger hingezogen fühlte.

Quandt.



Erster Saal.

Beim Eintritt in den ersten Saal fühlen wir, dass Gegenstände uns umgeben, die einer andern Zeit angehören, als die, in der wir leben.

Es war und konnte nicht die Absicht seyn, eine scenische Täuschung, durch welche man in ein Hauswesen der Vorzeit versetzt würde, hervorzubringen, wohl aber Alles zu entfernen, was die Stimmung stören könnte, welche ehrwürdiger Hausrath, ernste Ahnenbilder und treu-fleissige Kunsterzeugungen verronnener Jahrhunderte hervorrufen und diese Gegenstände so aufzustellen, wie es ihre ursprüngliche Bestimmung fordert. Zuerst wohl ziehen durch ihre Farbenpracht die bunten Glasfenster die Aufmerksamkeit auf sich.

Die halbrunden Fenster, dem Eingange gegenüber, sind mit Glasgemälden ausgelegt, so wie auch einige andere, welche eine nähere

Betrachtung verdienen, an den Glasthüren in der Hauptwand aufgehangen sind; die aber am wichtigsten in künstlerischer und geschichtlicher Hinsicht zu seyn schienen, wurden in drei Schirme gefasst, um sie dem Auge näher zu bringen und zugleich vor dem Zerbrechen zu schützen.

Jedem Schirme ward eine Form gegeben, welche dem Style, der in den dareingefassten Glasgemälden vorherrscht, angemessen ist.

Machen wir den Anfang mit der Betrachtung des Schirmes, welcher durch seine Form im allgemeinen an ein alterthümliches Gebäude erinnert, so dürften wohl einige Bemerkungen über die Geschichte der Glasmalerei vorausgeschickt werden, ehe wir zu dem andern übergehen, indem wir durch die hier zusammengestellten Bilder dazu veranlasst werden, und Gelegenheit haben, die wichtigsten Epochen dieser Kunst, an ihnen angehörigen Werken, nachzuweisen.

Einige setzen die Erfindung der Glasmalerei in sehr frühe Jahrhunderte, was wohl auf einem Missverständnisse beruht.

Es ist nämlich schon in sehr früher Zeit buntes, gefärbtes Glas bereitet worden, aus welchem man kleine Würfel formte, um daraus Mosaiken zusammenzusetzen. So wurde in

Murano für Venedig, und in Orvieto eine Schmelze von buntem Glase angelegt, um die Dome mit Mosaiken auszuschmücken, welche allerdings auch Bilder von Glas sind, aber keine Glasmalereien.

Die Glasmalerei, oder Malerei in Glas, muss das Licht durchscheinen lassen, indess die Glaswürfel, mit welchen man Mosaiken fertigt, undurchsichtig sind, damit das Licht zurückgeworfen wird, und das Bild auf der Oberfläche sich zeigt. Aber selbst aus durchsichtigem, bunten Glase zusammengesetzte geometrische Formen sind noch nicht Gemälde zu nennen, und also ist die Erfindung der Glasmalerei nicht durch Erfindung des bunten, durchsichtigen Glases gemacht.

So ist des Theophilus Presbyter Schrift: „*de coloribus et de arte colorandi vitra*,“ keine Anleitung zur Glasmalerei, sondern der Bereitung des farbigen Glases. Lessing setzt die Handschrift, welche sich in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet, in das 10. Jahrhundert und vermuthet, dass dieser Theophilus derselbe Tausendkünstler sey, welcher unter dem Namen: „Tutilo, Abt zu St. Gallen,“ bekannt ist. Es wird also dadurch nicht das hohe Alter der eigentlichen Glasmalerei beurkundet, wie denn diese Schrift auch

nicht wegen der Glasmalerei, sondern darum berühmt geworden ist, weil von der Oelmalerei schon darin gehandelt wird.

Sulpiz Boisseree führt eine Stelle aus dem Tyturel an, in welcher Gründe angegeben werden, warum man die Kirchen mit Glasmalereien schmückte. Einige könnten hieraus für die Glasmalerei ein hohes Alter beweisen wollen, allein man muss bedenken, dass dieses Heldengedicht etwa in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand und also nur beweisst, dass man damals schon die Fenster mit buntem Glase schmückte, Dichter und Künstler aber Anachronismen nicht scheuen, und also hier auch der Glasmalerei ein höheres Alter beigelegt wird, als ihr zukommt, so wie man auch dieser Kunst eine Vollendung beigemessen hat, welche sie weit später erst erreichte, weil der Sänger seine Schilderungen über die Wirklichkeit erhebt.

Hubert Müller setzt die Entstehung der eigentlichen Glasmalerei, der, welche durchsichtige Gemälde, Schildereien im engern Sinne des Wortes, hervorbringt, in seiner Beschreibung der St. Katharinenkirche in Oppenheim, ins 12. Jahrhundert.

Selbst die Fenster in der Kapelle zu Carlstein bestehen bloss aus farbigem, halbdurch-

sichtigen Glasfluss, der für böhmische Edelsteine ausgegeben wird.

Als Gründe, warum man die Fenster mit buntem Glas ausschmückte, wird in den von Boisseree angeführten Versen aus dem Tyturel angegeben: „damit das blendende Tageslicht gemildert und das Heiligthum mit würdiger Pracht geschmückt würde.“

Die Fenster-Glasmalerei entstand mit dem neuen nordischen Baustyl und wurde durch diesen erst bedingt und nothwendig. Bei den Gebäuden im Rundbogenstyl boten breitere Gewölbe und Mauerflächen Raum für die Pracht der Mosaik dar, und kleinere Fenster, welche theils in bedeutender Höhe, theils mehr an den Abseiten angebracht waren, so wie das Licht auch oft durch die Kuppeln von oben herein fiel, konnten keine Blendung bewirken; das Auge war mehr vor dem Sonnenlichte geschützt.

Als aber der Spitzbogenstyl sich entwickelte und die ganze Kraft des Baues in Pfeiler und äussere Streben legte, verschwanden die geräumigen Mauerflächen. Es entstanden zwischen den Streben grosse Räume und es strömte, zumal das Licht der Morgensonne, durch die hohen Fenster des Chors, blendend auf die Andächtigen ein, deren Blicke nach dem Altare hin gerichtet waren.

Nun traten also die im Tyturel angegebenen Gründe ein, die Fenster prächtig mit farbigem Glase zu schmücken, da sie allein noch breite Flächen zu glänzenden Bildern darboten und in anderer Hinsicht, durch ein zu helles Licht störend gewirkt haben würden. Schliesst man aus diesen Gründen darauf zurück, in welchem Styl sich der Sänger des Tyturel den Bau des Tempels dachte, der zu Gottes und des Grals (Kelch) Ehre aufgeführt worden wäre, so war diess gewiss kein anderer als der, welcher zu seiner Zeit die höchste Entwickelung erreicht hatte, nämlich der Spitzbogenstyl, und wir treffen auf denselben poetischen Anachronismus. Da nun die Glasmalerei durch den Spitzbogenstyl nothwendig bedungen und herbeigeführt wurde, so kann man füglich ihr kein anderes Alterthum beimessen, als der Ausbildung dieses Styls selbst; also höchstens dem 12. Jahrhundert.

Le Vieil kann keine ältern Fensterglas-Malereien in Frankreich aufführen, als die der Abtei zu St. Denys und Braine le Comte in der Diöces von Soissons, und beide Klöster erhielten diese Ausschmückung erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Man berief hierzu deutsche Glasmacher und englische Glaser. Der Franzos will uns Deutschen sogar die Erfin-

dung der Glasmalerei zuwenden, deren Ursprung aber wohl **dort** aufgefunden wird, von wo aus der Spitzbogenstyl sich verbreitet hat, und daher in Schottland und England aufgesucht werden muss. Wenn wir nun die Ehre der Erfindung ablehnen müssen, so können wir doch die Ehre, dass Deutsche die Glasmalerei, so wie den Spitzbogenstyl ausbildeten, bei aller Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, wohl annehmen. Auch bestanden die ersten Fensterausschmückungen durch farbiges Glas, gewiss blos in geometrisch zu construirenden Figuren und nicht in einer freien Zeichnung von organischen Gestalten.

Ehe es zu reichhaltigen Compositionen kam, wie die Fenster des Klosters zu Hirschau waren, von welchen die Holzschnitte in der *Biblia pauperum* die Vorbilder oder Nachbildungen seyn mögen, was **Lessing** nicht bis zur Entscheidung zu erörtern vermag, nahte doch gewiss das 16. Jahrhundert. Es wird wohl zwischen jenen Holzschnitten von 1470 und den Glasgemälden kein grosser Unterschied der Zeit statt finden.

Die aus einem Charakter sich entwickelnde Gliederung eines Baues im Spitzbogenstyl bedingte auch die Glasfensterausmalungen, welche also anfänglich sich dem Bauplane unterordne-

ten und erst später als selbstständige Malerwerke sich von dem Ganzen losrissen, wobei die Glasmalerei einerseits gewinnen, andererseits verlieren musste.

Wir sehen hier in diesem Schirme eins der merkwürdigsten Glasbilder vor uns, welches vielleicht zu den frühesten Versuchen der Glasmalerei gehört, ein selbstständiges Bild hervorzubringen. Es stellt den Märtyrertod des heiligen Erasmus vor.

Dem Costum der Figuren, welche ziemlich knapp anliegende Beinkleider haben, und der Zeichnung nach möchte man dieses Bild wenigstens in den Anfang des 15. Jahrhunderts setzen. Die Farben scheinen mehr eingeätzt als eingebrannt zu seyn.

Es ist dieses Bild um so merkwürdiger, weil es auf ein einziges Stück Glas gemalt ist, indess die älteren Glasmalereien immer aus mehreren Stücken zusammengesetzt sind. Da diess Bild in einer Farbe gemalt, und gleichsam nur eine Zeichnung ist, so bedurfte der Künstler nicht mehrere Gläser von verschiedenen Farben.

Die Kleinheit der Figuren und die Einfarbigkeit beweisen schon, dass dieses Bild nicht aus einem Kirchenfenster herkommt, sondern

aus dem einer Zelle oder Hauscapelle genommen seyn mag.

Vielleicht nöthigte auch die Kleinheit, sich auf eine Farbe zu beschränken, da Bleistreifen, welche Gläser von verschiedenen Farben zusammenhalten, bei einem Bilde von so geringer Grösse sehr verunstaltend gewesen wären.

Man fügte nämlich die verschiedenen gefärbten Gläser, welche vorher in die erforderlichen Formen geschnitten wurden, an einander und verband sie mit Bleistreifen, so dass jedes Bild eine Art Mosaik *à jour* ist. Man bediente sich Glastafeln von zweierlei Art: solcher, welche aus einer durchaus gefärbten Masse bestanden, und weisser Glastafeln, die mit einem farbigen Glasflusse von einer Seite überzogen worden waren, was die Glaser einen Ueberfang nennen.

Letzteres war besonders bei der rothen Farbe der Fall, welche in ältern Zeiten aus Gold-, später aber aus Kupfer-Oxyd gefertigt wurde.

Wo nun in solchen rothen Flächen weisse Zeichnungen angebracht werden mussten, so wurde der rothe Ueberfang an dieser Stelle weggeschliffen und das weisse Glas kam zum Vorschein.

Die Schattirungen wurden mit schwarzer

Farbe, die gewöhnlich aus Gyps bestand, aufgetragen, und da, wo der Schatten sich in das Licht verlaufen sollte, vor dem Brennen das Schwarze wegradirt, damit sich grieslich und allmählich Licht und Schatten in einander verlaufen.

Beispiele hiervon sind die beiden runden Bilder: die Krönung der Maria und die Geburt Christi vorstellend, welche aus dem Ende des 15. Jahrhunderts abstammen.

Dieses Verfahren behielt man lange bei, selbst noch im Anfange des 16. Jahrhunderts, als diese Kunst den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hatte. Hiervon giebt das Gemälde, welches das heilige Abendmahl vorstellt, einen Beweis. Es ist in diesem Bilde, von geringer Grösse, doch noch immer auf eine Wirkung aus der Ferne Rücksicht genommen.

Als diese Malerei noch weiter getrieben werden sollte, entfernte sie sich von ihrem Ziele, dem: Kirchenfenster mit Bildern auszuschmücken (welche in höchster Farbenpracht glühten) und doch das Auge vor den Sonnenstrahlen zu schützen.

Ersteres konnte man nur mit Gläsern erreichen, welche entweder durch und durch gefärbt, oder doch von einer Seite mit rothem Glase überfangen waren, aber eben darum ver-

mittelst Bleistreifen verbunden werden mussten, welche in einiger Entfernung nur als Conture der Zeichnung erschienen und nicht störten.

Als man aber Bilder auf Glas malen wollte, welche mit Staffeleigemälden, hinsichtlich zarter Ausführung, und einer täuschenden Darstellung der Natur wetteifern könnten, sah man sich genöthigt, die Bleistreifen zu vermeiden, durchaus gefärbte Gläser aufzugeben, und die Farben mit dem Pinsel auf weisses Glas aufzutragen, welche nie in so voller Kraft erscheinen konnten, als farbiges Glas, und so verzichtete die Glasmalerei zuletzt auf alle Farbenpracht und begnügte sich mit einem Helldunkel (Clair-obscur) in einer oder höchstens zwei Farben.

Hierzu sind die vier Scenen aus der Geschichte des verlorenen Sohnes Belege, welche der Glasmaler nach Hanns Sebald Behams Kupferstichen copirte. Aus einer noch spätern Zeit ist das Bild, welches einen Alchymisten vorstellt. Es ist, grau in grau gemalt, blos auf einen Gegensatz von hell und dunkel berechnet. Dass es aus der Reifrock- und Peruquen-Zeit herrührt, erkennt man an den Damen und Herren, welche darauf vorgestellt sind.

Es sey noch ein allgemeiner Ueberblick

auf die Wechselwirkung der Glasmalerei und anderer Methoden zu malen, vergönnt.

Die Glasmalerei, welche farbige Lichter wirft, ist unverträglich mit andern Gemälden; daher tritt sie in den Zeiten und Ländern zurück, wo die Frescomalerei verbreitet war und die Oelmalerei sich vervollkommnete.

Da das Auge an die Farbenpracht der Glasmalereien gewöhnt war, so musste die Malerei im Allgemeinen sich prächtiger Farben befleissigen. In Italien hatte die Frescomalerei schon zu einer Zeit den Vorsprung gewonnen, als in Deutschland die Glasmalerei sich vervollkommnete, und so ist sie, wie der Spitzbogenstyl, mit dem sie Hand in Hand geht, dort nie ganz einheimisch geworden, in Deutschland und den Niederlanden aber nöthigte sie die Künstler zu einer Steigerung der Färbung, welche nur durch eine Vervollkommnung der Oelmalerei erreicht werden konnte. Als diess aber erreicht war und an die Stelle der goldenen, emaillirten und von Edelsteinen funkelnden Altartafeln — holde, sinnige Bilder in prächtiger und dabei harmonischer Färbung — traten, bestrebte sich die Glasmalerei, einen malerischen Reiz anzunehmen, wodurch sie aus ihrer Bestimmung heraustrat, an Farbenglanz verlor und ihrer Nebenbuhlerin, der Oelmalerei, doch end-

lich ganz weichen musste. Die Erfindung der Glasmalerei ging also nicht verloren, aber der Sinn, in welcher sie angewendet wurde, und mit ihrer Bestimmung daher ihr Vorhandenseyn.

Beides haben in den neuesten Zeiten der König von Preussen, der König von Bayern und der Grossherzog von Mecklenburg der Glasmalerei wiedergegeben: Ersterer durch die Fenster im Ordenshause zu Marienburg; der Andere durch die Fenster im Dome zu Regensburg und Letzterer durch die wiederhergestellten Kirchenfenster zu Dobberan, welche der Maler Scheunert nach meiner Angabe in Meissen fertigte.

Der zweite Schirm ist dunkelbraun und von einer Form, welche an die ausgeschweiften Verdachungen erinnert, welche im 16. Jahrhundert an die Stelle der hohen Kirchengiebel traten. Es schien diese Form darum die angemessenste für die Einfassung dieser Bilder zu seyn, weil sie gegen das Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts gemalt sind und keinem Gotteshause angehörten.

Als die Glasmalerei von ihrer ursprünglichen Bestimmung und einfachen Behandlung abgewichen war, ging sie zu weltlichen Gegenständen und der Ausschmückung von Schlös-

sern und Rathhäusern über, wodurch sie zugleich genöthigt wurde, eine der Genremalerei ähnliche Ausführung anzunehmen, da ihre Werke, in Zimmern und Sälen aufgestellt, dem Auge näher kamen als in den Kirchen.

Die Bilder hier vor uns sind von dieser Art.

Im Fronton ist ein Bild, Gott Vater vorstellend, welches wahrscheinlich ein Fragment einer Glasmalerei aus einer Hauskapelle ist, weil in einem Kirchenfenster ein so kleines Bild gar nicht hätte gesehen werden können. Die Pinselführung ist leicht und fest und bewährt einen trefflichen Meister in Ausführung kleiner Bilder.

Sechs Medaillons enthalten die Vorstellungen von verschiedenen Gewerben; als: die Jagd, die Weberei, das Kriegswesen, den Handel, die Schmelzerei und die Kochkunst.

Die Benennungen dieser Gewerbe sind in sehr schlechtem Latein darauf bemerkt, als z. B. das Wort *Venatio* mit einem *c* geschrieben und statt *textrina*, *vestiaria* gebraucht worden ist.

Wahrscheinlich sind diese Gemälde aus einem alten Rathhause, wo es gewöhnlich war, Bilder anzubringen, welche sich auf die hauptsächlichsten Gewerbe des Ortes bezogen.

Da diese Malereien aus mehreren Glasstücken zusammengesetzt, die rothen Gläser nur von einer Seite überfangen und, wo der farbige Ueberzug andern Farben weichen musste, ausgeschliffen sind, so gehören sie noch dem 16. Jahrhundert an. Auf dem Ballen, der zu den Füssen eines Kaufmanns liegt, steht die Jahrzahl 1562 und folgendes Zeichen: *M*. Es ist wahrscheinlich, dass der Maler das Jahr, in welchem er diese schätzbaren Werke fertigte, uns durch diese Zahl angab. Das *M* mit dem Kreuze hat ein Kenner von Glasmalerei auf den berühmten Namen Christoph Murer deuten wollen: allein dieser Meister war zarter in der Ausführung und pflegte seinen Namen auszuschreiben. Es scheint als wären diese Bilder nach Zeichnungen von zwei verschiedenen Künstlern gemalt: denn oft lieferten vorzügliche Meister den Glasmalern die Entwürfe. Die Bilder, welche den Handel, die Jagd und Weberei vorstellen, sind den andern vorzuziehen, und können einem vorzüglichen schweizer Künstler zugeschrieben werden.

Sanct Mathäus ist auf eine ganze Glastafel gemalt, daher weniger prächtig in den Farben, als die ältern, aber so sorgfältig behandelt, dass man sie wohl dem Oswald Stimmer beimessen könnte.

Das letzte Bild stellt eine sich sträubende Frau dar, die ein Mann umarmt. Zeichnung und Ausführung sind leicht und meisterhaft, auch die Farben noch glänzend genug für ein Bild, bei welchem die Tinten mit dem Pinsel auf eine Glastafel aufgetragen sind. Doch ist das kräftige Roth hier nicht zu finden, welches nur dem geschmolzenen Glase beigemischt werden kann.

Der dritte Schirm hat eine ganz einfache Form, wie es die Bilder erfordern, die er enthält.

Das obere Bild stellt eine Beschneidung vor. Es ist mit eingebrannten Farben auf eine Tafel gemalt und stammt daher aus späterer Zeit.

Fünf andere Bilder, fast nur grau in grau, mit einem Anfluge von gelb und einem Kupfer braun gemalt, stellen die Kraft, zwei Sybillen, die Musik und die Mutterliebe vor.

Durch diese grossartigen Gestalten bewährte sich der Meister, dem die Kunst jenseit der Alpen nicht unbekannt blieb.

Die andern Bilder in diesem Rahmen übergehen wir, da sie blos zur symmetrischen Ausfüllung des Raumes dienen, an sich aber weniger vorzüglich sind.

Die Betrachtung der übrigen, mitunter noch trefflichen Glasbilder, überlassen wir dem Beschauer, der solche, nach den vorhergegangenen geschichtlichen Andeutungen leicht selbst über ihre Bestimmung und Zeitangabe sich Aufschluss wird ertheilen können.

Wir wenden uns nun zum Innern des Saales, wo von zwei Hauptpfeilern, die das Gewölbe tragen, ernst und kräftig das Bildniss Albrechts des Beherzten und das seiner Gemahlin Sidonia — die Stammältern der königlichen, jetzt regierenden Familie, uns anblicken.

Nr. 103. Bildniss Albrechts; geboren zu Grimma, 1443. Sein Vater war Friedrich der Sanftmüthige.

Er ward 1455 von Kunz von Kaufungen aus dem Schlosse zu Altenburg, nebst seinem Bruder Ernst geraubt und von einem Köhler gerettet; vermählte sich 1464 mit des Königs von Böhmen, Georg Podiebrads, Tochter Sidonia; wurde nebst seinem Bruder, dem Churfürsten Ernst, gehuldigt und regierte mit diesem gemeinschaftlich in grösster Einigkeit.

Während ihrer Regierung wurden die reichen Silber-Erze zu Schneeberg und Zwickau entdeckt, was jedoch E. Weisse leugnet.

Albrecht unterstützte den König, seinen Schwiegervater, mit 1000 Reitern gegen den Angriff des Königs Mathias von Ungarn.

Nach des Königs Podiebrad Tode 1471 wurde Albrecht von einem Theile der böhmischen Stände zum Könige gewählt, und zog mit 5000 Reitern nach Prag, um die Krone anzunehmen, so sehr ihn auch Papst Paul II. warnte, verliess aber eiligst diese Stadt wieder, da er erfuhr, dass man ihm meuchelmörderisch nach dem Leben trachte.

Es gelang Albrecht jedoch, die streitenden Partheien zu vereinen und sich mit dem König Mathias zu versöhnen, der gegen ihn in Zorn gerathen war, da man ihm hinterbracht hatte, Albrecht habe übel von ihm geredet. Herzhaft ritt er in des Königs Quartier und sagte ihm: „dass er nicht, wie ein Weib, mit Worten, sondern als Mann, mit der Faust, Krieg führe, und also nicht schlecht von ihm gesprochen habe,“ worauf sie als Freunde schieden.

Im Jahre 1474 half er dem Kaiser Friedrich III. den Herzog Carl den Kühnen von Burgund zum Frieden zwingen; 1476 wallfahrtete Albrecht nach Rom und Jerusalem; 1477 stand er dem Kaiser Friedrich wider den König von Ungarn, Mathias, bei;

1485 theilte Churfürst Ernst die Länder, behielt Thüringen und Herzog Albrecht bekam Meissen.

In dem neuen Feldzuge des Königs Mathias gegen Kaiser Friedrich III. stand er dem Kaiser wieder bei; allein er ward zu einem für Friedrich unvortheilhaften Frieden genöthigt, weil es an Gelde fehlte, die Armee zu bezahlen, worüber der Kaiser sein Missvergnügen sehr deutlich zu erkennen gab.

Als Maximilian durch die Niederländer gefangen genommen war, erklärte Albrecht seinen Ständen, dass es die Ehre jedes deutschen Fürsten fordere, den Sohn ihres Kaisers zu befreien; und als die Stände dem ritterlichen Zuge nicht zustimmen wollten, verliess er sich auf die Ausbeute seiner Bergwerke.

Der beleidigenden Behandlung, die er vom Kaiser erfahren, unerachtet, kam er ihm freiwillig gegen die aufrührerischen Niederländer zu Hülfe und unterwarf ihm diese, so wie Seeland, ganz Holland und Friesland und erwarb sich, als Statthalter der Niederlande, den Dank des Kaisers und seines Sohnes Maximilian I.

Während seiner heldenmüthigen Feldzüge vertrauete er die Regierung der Meissner Lande seinem ältesten Sohne, Georg, und seinem

erfahrnen und treuen Kanzler, Siegmund Pflugen an.

Die Niederländer nannten ihn den Roland; der König von Ungarn den einzigen Schrecken welchen er kenne, und der Kaiser, des Reiches Vormund und des Hauses Oesterreich Säule.

Papst Innocenz schmückte Albrecht mit der güldenen Rose, und Maximilian I., der 1493 Kaiser ward, mit dem goldenen Vliesse. Allein, so viel Ehre man ihm auch erzeigte, so war diess doch kein Ersatz für die ausgelegten grossen Kriegskosten.

Nach vielen Vorstellungen, wegen einer Entschädigung, erlangte er bei dem Kaiser, dass er mit dem rebellischen Friesland beliehen werden sollte, welches er sich erst erobern musste. Es gelang ihm diess mit Hülfe der ostfriesischen Grafen Edzardus und Hugo, und er setzte sodann seinen Sohn, Herzog Heinrich 1496 als Vicestatthalter ein.

Anno 1500 empörten sich die Friesländer wieder gegen Herzog Heinrich, wegen der unermesslichen Steuern, die ihnen aufgelegt wurden, und belagerten den Herzog, der sich nach Franecker geflüchtet hatte. Sie drohten ihn an einer eisernen Kette aufzuhängen, und als diess Albrecht erfuhr, eilte er seinem Sohne, von

dem ältesten Prinzen, Georg, und einem Heere von 14000 Mann begleitet, zu Hülfe.

Er schlug die Feinde, entsetzte Franecker und wendete sich mit seinem Heere nach Gröningen, welche Stadt ihm allein noch Widerstand leistete. Hier überfiel ihn ein hitziges Fieber und am 12. Sept. 1500 endete er sein ritterliches Leben in dem Kloster zu Embden.

Zu Folge seines Testaments erhielt Herzog Heinrich Friesland, und Georg die Meissner Lande.

Das Bildniss Albrechts des Beherzten und seiner Gemahlin, sind von Lucas Cranach gemalt.

Zur Vervollständigung der Reihe von Heroenbildern ist vom Professor Rietschel, nach einer Medaille, das Bildniss Georg des Bärtigen in Basrelief gefertigt worden.

Georg der Bärtige, nach einer Münze, in Basrelief vom Professor Rietschel.

Georg der Bärtige, ältester Sohn Albrechts des Beherzten, wurde den 24. August 1471 geboren. Er studirte zu Leipzig und blieb mit vielen Gelehrten seiner Zeit in wissenschaftlichem Verkehr; auch beschrieb er die Feldzüge seines Vaters in lateinischer Sprache.

Georg vermählte sich 1496 mit Barbara, des Königs von Polen, Casimir, Tochter.

Im Jahre 1500 trat Georg die Regierung an.

1502 brachte Georg die Friesen, die sich wieder empört hatten, zur Ruhe und nachdem er die Verwaltung dieses Landes dem Grafen Edzardo übertragen, kehrte er nach Meissen zurück.

In einem Erbvertrage von 1505 überliess Heinrich der Fromme, die ihm von seinem Vater vermachten Frieslande seinem Bruder Georg, und bekam ausser einer Apanage, nur die Aemter Freiberg und Wolkenstein; denn er fürchtete sich, wieder nach Friesland zurück zu kehren, wo er sich durch grosse Auflagen verhasst gemacht hatte.

Auch empörten sich die Friesen von Neuem und Georg trat diese Länder nach einem blutigen Feldzuge, an Kaiser Maximilian I. für 200,000 Gulden Rheinisch ab; denn er sah wohl ein, dass er die Friesen zwar bezwingen, aber nie mit Sachsen verbinden könne, weil sein Bruder ihnen zu tiefen Hass eingeflösst hatte.

Georg veranstaltete die Disputation auf der Pleissenburg zu Leipzig, zwischen Dr. Eck, Dr. Luther und Carlstadt. Eck gab mehrere Behauptungen zu, welche Carlstadt über die Unfreiheit des menschlichen Willens aufstellte, doch wurde die Disputation mit Luther

aufgehoben, ohne dass es zu einer Zustimmung auf einer oder der andern Seite gekommen wäre.

1525 kam Georg dem Churfürsten Johann den Beständigen, in dem Bauernaufruhre zu Hülfe.

Georgs Kanzler, Otto Pack, ging in des Landgrafen von Hessen, Philipps, Dienste, und streuete unter den protestantischen Fürsten die Nachricht aus, als habe Georg einen heimlichen Anschlag gegen sie geschmiedet, worauf der Landgraf eine grosse Macht, 1528, anwarb, solche aber bald wieder entliess, als er die Unwahrheit durchschaute, worauf der Verläumder entfloh.

Georg war offen in seinen Handlungen und daher eines hinterlistigen Anschlags nicht fähig, sondern gerade widersetzte er sich der Reformation, sowohl bei dem Reichstage zu Regensburg, als auch durch strenge Anordnungen in seinem Lande.

In einem Zeitraume von einigen Jahren, verlor er seine Gemahlin und Kinder, bis auf eine einzige Tochter; 1539 starb sein Sohn sehr plötzlich.

Er errichtete an dem Schlosse zu Dresden, welches er von Grund aus neu erbauete, seiner Gemahlin ein Denkmal durch den Todtentanz, der jetzt auf dem Neustädter Begräbnissplatze

aufgestellt ist, sich aber über dem Schlossthore, am Giebel nach der Elbe zu, befand.

Der verwais'te Greis liess sich, vor Gram, den Bart wachsen, und trug ihn bis zu seinem Ende, weshalb er den Zunamen des Bärtigen erhielt.

Des Lebens müde, trug er die Regierung seinem Bruder, Heinrich dem Frommen, an, der solche aber für jetzt nicht annahm, da Georg ihm zur Bedingung machte, die katholische Kirche aufrecht zu erhalten.

In demselben Jahre, 1539, starb Georg an der Darmgicht.

Er hinterliess die Meissner Lande in einem blühenden Zustande. Durch seine bedeutenden Baue weckte er Gewerbsthätigkeit unter seinen Unterthanen, ernährte auf eine heilsame Weise eine grosse Anzahl und legte insbesondere den Grund zum Wohlstande der Einwohner Dresdens durch das Schlossgebäude, indem nun solches seine Nachfolger zum festen Wohnsitze wählten.

So streng er war, so wird doch von ihm gerühmt, dass er eines Jeden Beschwerde leutselig annahm, und, wo möglich, abhalf.

Ihm folgte in der Regierung Heinrich der Fromme, dessen Bildniss wir links neben dem Schänktische erblicken.

Nr. 105. Herzog Heinrich der Fromme, Bruder Georgs des Bärtigen, und Sohn Albrechts des Beherzten, wurde 1473 zu Dresden geboren.

Er verwüstete in den Feldzügen seines Vaters in den Niederlanden den Genter Gau, weshalb die Bewohner dieser Stadt ihren Rath zwangen, Frieden zu schliessen.

Im Jahre 1498 wallfahrtete Heinrich nach Jerusalem.

1499 setzte ihn sein Vater zum Vicestatthalter in Friesland ein. Die Friesländer empörten sich gegen ihn, weil er grosse Abgaben zum Baue einer Festung dem Lande auflegte.

Die Friesen, welche ihn in Franecker belagerten, bedrohten Heinrich an einer Eisenkette aufzuhängen, was Albrecht der Beherzte hinderte, der seinem Sohne zu Hülfe eilte. Johann Christoph Rüdiger erzählt: „Solche Kette hat der Herzog werth und in seiner Schlafkammer verwahrt gehalten und unter seine Kleinodien mit gezählt."

Nach Albrechts Tode theilte er die Länder mit seinem Bruder, Georg den Bärtigen, und erhielt die Aemter Freiberg und Wolkenstein.

Er vermählte sich 1512 mit Catharine

von Mecklenburg, welche viel Einfluss auf die Regierungsangelegenheiten erhielt.

1525 nahm er das lutherische Glaubensbekenntniss an und entzweiete sich hierdurch, wenn auch nicht öffentlich, mit Georg.

1539 trat er, nach Georgs Tode, die Regierung sämmtlicher Albertinischer Länder an und führte das lutherische Glaubensbekenntniss ein. Auch setzte er alle Räthe seines Bruders ab, überliess das Regieren Hanns v. Schleinitz und Anton v. Schönberg zu Reinsberg, und richtete sich nach dem Willen des Churfürsten Johann Friedrich.

Heinrich war ein grosser Freund vom Schiessen mit Armbrüsten; er liess daher viele Gewehre dieser Art fertigen und zierliche Kanonen giessen. Auch wird er als ein starker Esser geschildert, weshalb er überall eine Küche mit sich führte.

Der Polzen auf seinem Bildnisse bezieht sich auf seine Liebhaberei am Schiessen.

Heinrich Pio starb 1541.

Wir wenden uns nun zu den Bildnissen der ernestinischen Linie und werden rechts in einem Medaillon von Professor Rietschel, den Stammvater dieser Linie gewahr.

Churfürst Ernst wurde 1441 zu Meissen geboren.

Im Jahre 1455 entführte ihn Kunz von Kaufungen aus dem Schlosse zu Altenburg, in der Absicht, ihn als Geissel zu verwahren, da er grosse Anforderungen wegen Kriegsdiensten, die er dem Churfürsten Friedrich, welcher der Sanftmüthige heisst, geleistet, zu machen hatte, allein mit spöttischen Reden abgewiesen worden war.

1464 nahm er und sein Bruder die Länder ihres Vaters von dem Kaiser Friedrich III. in Lehn.

Ernst vertrieb 1466 den Herrn v. Plauen, welcher die Voigtlande sehr bedrückte.

Es gelang ihm 1467 den König Georg und die Hussiten mit Papst Paul II. zu versöhnen, und der angeordnete Feldzug unterblieb.

Die reichen Silberbergwerke zu Schneeberg und Zwickau wurden 1471 angelegt.

Die Klugheit des Churfürsten Ernst trug viel zur Versöhnung der Könige bei, die sich um Böhmen stritten.

Ernst demüthigte die Stadt Quedlinburg, welche sich gegen seine Schwester, die Aebtissin daselbst war, aufgelehnt hatte. Ein gleiches Schicksal erfuhren Halle und Halberstadt.

1485 errichtete Churfürst Ernst eine Erbtheilung mit seinem Bruder Albrecht, welcher Letzterer die Meissner Lande wählte; nur

konnten sie wegen der Pfalz Sachsen und der Burggrafschaft Magdeburg nicht ganz einig werden.

Ernst starb an einem Unfalle, den er auf der Jagd genommen, 1486 im Schlosse zu Colditz.

Ueber der Büste des Churfürsten Ernst ist das Bildniss Friedrich des Weisen, in einer guten Copie nach Lucas Cranach, aufgestellt.

Nr. 112. 108. Friedrich der Weise wurde zu Torgau 1463 geboren.

Von Jugend auf war das Studium der Philosophie seine Lieblingsbeschäftigung und die Musik seine grösste Ergötzlichkeit. Wenn man ihn den Weisen nannte, sagte er: „der ist der wahre Weise, welcher das thut, was andere Weise schreiben."

1487 empfing er vom Kaiser Friedrich III. für sich, seinen Bruder Johann und Vetter Albrecht die Lehn über die sächsischen Lande, nachdem sein Vater, Ernst, gestorben war. Die Churwürde behielt Friedrich für sich und regierte die andern Länder ernestinischer Linie, in unwandelbarer brüderlicher Eintracht mit Herzog Johann.

1493 trat Friedrich die Wallfahrt zum heiligen Grabe an und führte mehrere Gelehrte und den berühmten Maler Lucas Cranach in

seinem Gefolge, um alles Bemerkenswerthe dieser Reise aufzeichnen zu lassen.

1495 übernahm Friedrich der Weise das Reichs Vicariat, nach des Kaisers Friedrich III. Tode.

1502 stiftete Friedrich die Universität zu Wittenberg, die er seine Tochter nannte.

Auch traf er mehrere vorzügliche Einrichtungen; als z. B. dass er die deutsche Sprache in den Canzleien einführte.

Durch bedeutende Baue, z. B. der Schlösser zu Wittenberg, Grimma, Lochau und Altenburg, die er zum Theil vom Grund aus neu aufführte, theils vergrösserte und ausschmückte, so wie durch Anlegung der steinernen Elbbrücke zu Torgau, sorgte Friedrich für Ernährung, Beschäftigung und Bildung seines Volkes.

Friedrich übernahm das Commando einer Abtheilung des Heeres Kaiser Maximilian I. in dem Feldzuge gegen die Venetianer; später aber, 1507, ward ihm vom Kaiser die Reichsstatthalterschaft übertragen, da die italienischen Kriege und der beabsichtigte Römerzug Maximilian auf längere Zeit beschäftigten und von Deutschland entfernt hielten.

Als Reichsstatthalter gründete Friedrich das Reichskammergericht zu Speyer; eine in der Idee treffliche Anstalt.

Luther war an die neue Universität berufen, und angestellt worden, und Friedrich kam 1518 bei Papst Leo X. ein, die Grundsätze dieses Lehrers prüfen zu lassen.

Luther wurde als ein Irrlehrer verurtheilt und der Churfürst beauftragt, ihn, binnen 60 Tagen, zum Wiederrufe zu bringen und, wenn solches nicht geschähe, des Landes zu verweisen, und seine Schriften verbrennen zu lassen oder auch, ihn nach Rom auszuliefern, im Fall der Churfürst ihn nicht selbst bestrafen wollte.

Der Kämmerer Friedrichs des Weisen, Carl von Miltitz, und der Churfürst selbst, riethen Luthern, die theologischen Streitigkeiten beizulegen. Als dieser aber bei seiner Meinung beharrte, gab Friedrich dem Papste zur Antwort: ,,dass er seinen Befehl erfüllen wolle, wenn Luther aus zureichenden Gründen des Irrthums überführt würde und sicheres Geleit nach Rom und zurück erhielte.

Friedrich war eben so weit entfernt, den Geist der Zeit in seiner Entwickelung hastig zu übereilen, wozu sein Bruder, Johann, geneigt war, als in das rollende Rad der Zeit gewaltsam einzugreifen, wie sein Vetter Georg. Ueberzeugt, dass nur die ruhige Prüfung aus Zweifeln zur Gewissheit führe und die Wahrheit den Irrthum endlich besiege, war

Friedrichs Wahlspruch: „*Verbum Domini manet in aeternum,*“ wovon er die Anfangsbuchstaben auf die Kleider seiner und seines Bruders Hofdienerschaft sticken liess.

1519 ward, nach Maximilians Tode, Friedrich zum zweiten Male Reichsvicar, und wurde zu Frankfurt zum Kaiser erwählt. Er schlug aber diese Ehre aus: denn die verworrenen Verhältnisse des Reichs erforderten, dass ein mächtiger Fürst zum Oberhaupte gewählt würde, und lenkte die Wahl auf Karl II. König von Spanien (nachmals Karl V. als Kaiser).

1521 ging Luther, gegen den Rath des Churfürsten, nach Worms, wohin ihn Karl V. vorgeladen hatte und worauf er in die Acht erklärt wurde.

Auf der Rückreise liess Friedrich Luthern, durch Johann von Berlepsch und Burchard von Hund, auf die Wartburg in Verwahrung bringen, aus welcher er 1522 entkam.

1525 starb Friedrich zu Lochau. Seine Söhne, Sebastian und Friedrich, nahmen den Namen von Jessen an und sein Bruder, Johann ward nun alleiniger Regent.

Friedrich hatte den Frieden in Deutschland erhalten, und seine Staaten in einem gesegneten Zustande hinterlassen. Kaum hatten sich aber seine, über das Wohl der Völker wa-

chenden Augen geschlossen, als die Empörung der Bauern in Thüringen losbrach, und sein Bruder, Johann der Beständige, durch das Schmalkaldische Bündniss, so wie dadurch, dass er sich der Wahl Ferdinands I. zum römischen Könige, bei Lebzeiten eines römischen Kaisers, widersetzte, den Grund zu blutigen Kriegen legte, deren traurige Folgen sein Sohn Johann Friedrich der Grossmüthige büsste.

Obwohl mit Friedrich des Weisen Leben so Manches erlosch, was er eingeleitet hatte und Vieles eine andere Gestalt annahm als in seiner Idee lag, so folgte ihm doch ein dankbares Andenken nach.

Die Geschichtschreiber rühmen seine Weisheit und seine edle Gesinnung. Er war grossmüthig im Verzeihen und Belohnen.

Er war mässig in allen Genüssen und ein Feind der Trunkenheit, eines zu seiner Zeit häufigen Uebels, welches er eine unadeliche Leidenschaft nannte und dagegen Gesetze gab. Ein geistreiches Gespräch mit Gelehrten war für ihn ein Bedürfniss und eine Erholung, die er sich bei Tafel, nach anstrengenden Staatsgeschäften verschaffte.

Friedrich wird selbst als einer der wissenschaftlichsten und geistreichsten Männer seiner

Zeit geschildert. Ein ahnungsvolles Gemüth wird ihm sogar beigemessen, so dass die Zukunft sich in Träumen und Vorzeichen seinem Seherblick offenbart haben soll.

Zu so viel Vorzügen des Geistes hatte noch die Natur den Vorzug einer edlen Gestalt gesellt.

Von Johann dem Beständigen besitzt diese Sammlung kein Bild, und was des Zusammenhanges wegen aufgeführt werden musste, ist, in Verbindung mit den geschichtlichen Andeutungen zu Friedrichs des Weisen Bildnisse erwähnt worden.

Wir betrachten nun Johann Friedrichs des Grossmüthigen Bildniss über der Seitenthüre rechts.

Nr. 96. Bildniss Johann Friedrichs des Grossmüthigen, Churfürst; Copie nach Lucas Cranach.

Er ward geboren **1503**, den **30. Juni** zu Torgau. Ward 1527 mit Sibilla, Prinzessin zu Cleve vermählt.

Sein Vater, Johann der Beständige, führte ihn zu den ernstesten Staatsgeschäften an, z. B. auf dem Reichstage zu Augsburg, protestirte zu Cöln, im Auftrage des Churfürsten, gegen die Wahl Ferdinands zum römischen

Könige und wohnte 1532 dem Convente zu Schweinfurth bei.

In diesem Jahre folgte er seinem Vater in der Regierung.

1537 wohnte er dem Schmalkaldischen Bunde bei.

1538 lösste er für 9000 Mark Silber das an die Stadt Magdeburg versetzte Burggrafthum Magdeburg wieder ein.

1539 setzte er seinen Vetter Heinrich in die ihm, nach Herzog Georgs Tode, angefallenen Lande ein.

1540 wohnte er einer nochmaligen Versammlung zu Schmalkalden bei.

1542 nahm Churfürst Johann Friedrich die Stadt Wurzen ein und verglich sich mit dem Herzoge Moritz sodann gütlich. Weil diese Fehde in der Osterwoche vorfiel, so gedenkt man ihrer unter der Benennung des Fladenkrieges. In eben diesem Jahre machte er die Erbtheilung mit seinem Bruder Johann Ernst.

1546 brach der Krieg über Religionshändel gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig, aus.

In demselben Jahre starb Dr. Luther.

Die Streitigkeiten über Religion wurden heftiger, und nachdem Johann Friedrich vom

Kaiser Karl V. in die Acht erklärt worden war, zogen die protestantischen Fürsten 1546 eine Armee von 100,000 Mann zusammen.

Herzog Moritz benutzte diesen Augenblick, fiel dem Churfürsten Johann Friedrich in das Land, und eroberte einen grossen Theil desselben.

Johann Friedrich eilte mit seiner Armee dem Lande zu Hülfe und entriss dem Feinde wieder viele Städte.

Churfürst Joachim von Brandenburg und der Kaiser selbst eilten, den Herzog Moritz zu unterstützen.

Der Churfürst schlug Herzog Albrecht den Jüngern von Brandenburg, der das kaiserliche Kriegsvolk führte und machte ihn zum Gefangenen, liess sich aber zu einem Waffenstillstande mit dem Herzog Moritz bereden, welchen dieser sich zu verstärken benutzte.

Auch schwächte Johann Friedrich sein Heer, indem er einen Theil desselben nach Böhmen, einen andern nach Niedersachsen schickte.

Karl V. kam mit spanischer und italienischer Kriegsmacht zu Hülfe. Der Churfürst zog sich nach Mühlberg zurück. Die Spanier schwammen durch die Elbe, während der Churfürst Gottesdienst halten liess, was die sächsische Armee zum Rückzuge nöthigte.

Der Herzog Alba schlug 1547 das Heer des Churfürsten auf der Lochauer Haide und nachdem sich Johann Friedrich noch lange mit einem kleinen Häuflein gewehrt, auch eine Wunde empfangen hatte, ergab er sich, weil er nicht in die Gefangenschaft eines Ausländers gerathen wollte, einem sächsischen Edelmanne, Thilo von Trotha, der in Herzog Moritz's Reiterei diente.

Das Todesurtheil, welches Kaiser Karl V. über ihn ausgesprochen hatte, vernahm Johann Friedrich unerschrocken und sagte zu Herzog Ernst von Lüneburg, der eben mit ihm Schach spielte und mit Ziehen inne hielt: „fahrt fort!“

Das Urtheil wurde in eine ewige Gefangenschaft, auf Vermittelung des Churfürsten Joachim von Brandenburg und Herzog Wilhelms von Cleve, verwandelt.

1548 wurde Herzog Moritz in Gegenwart des gefangenen Johann Friedrichs, zu Augsburg, mit dessen Ländern und Würden beliehen.

1552 entsagte Churfürst Johann Friedrich durch ein Actenstück, für sich und seine Nachkommen der Churwürde; erhielt hierauf seine Freiheit und zog in demselben Jahre in Weimar, das ihm nebst einigen Aemtern und Schlössern eingeräumt worden war, feierlich ein.

1554 verschied seine geliebte Gemahlin,

Sibilla, und in demselben Jahre folgte er ihr nach. Noch wenige Stunden vor seinem Hinscheiden unterzeichnete er den mit dem Churfürsten August geschlossenen Vertrag, den ihm sein Kanzler, Dr. Minkwitz, vorlegte.

Wir kehren nun zu den Bildnissen der albertinischen Linie zurück.

Ueber der Seitenthüre zur Linken, dem Bildnisse Johann Friedrichs des Grossmüthigen gegenüber ist das des Churfürsten Moritz aufgestellt.

Nr. 97. Churfürst Moritz's Bildniss.

Moritz, Heinrich des Frommen Sohn, geboren zu Freiberg, 1521.

Er begab sich an den Hof Herzog Georgs, der aber mit dem Stolze des jungen Prinzen unzufrieden war, und sein Verlangen, ihn mit der Grafschaft Leisnig zu belehnen, abschlug; worüber missmuthig sich Moritz zu dem Cardinal Albert von Brandenburg, Churfürst von Maynz, begab, woselbst er aber nicht lange verweilte, und dann an den Hof seines Vetters, des Churfürsten Johann Friedrich, ging.

Als der letzte Sohn des Herzogs Georg, Friedrich, gestorben war, trat der Herzog in Unterhandlung mit Heinrich dem Frommen, wollte dem Prinzen Moritz die Regierung übergeben und ihm die Wittwe seines Sohnes ver-

mählen, worüber sie sich aber, wegen Verschiedenheit der Religionsmeinungen, nicht vereinen konnten.

1541 vermählte sich Moritz, gegen den Willen seines Vaters, mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, welche noch nicht völlig 12 Jahr alt war.

Wenige Tage vor Heinrichs Tode übergab dieser die Regierung seinem Sohn Moritz, der, nach Ableben des Vaters, seine Gemahlin nach Dresden heimführte.

Moritz zog die Räthe seines Vaters zur Verantwortung und stellte die alten, treuen Räthe Georgs wieder an.

Als der kurze Krieg gegen Churfürst Johann Friedrich beigelegt war, zog Moritz nach Ungarn gegen die Türken zu Felde und wäre bei Pesth in einem Scharmützel geblieben, wenn er nicht von seinem Leibdiener, Sebastian von Reibisch, der für ihn sich aufopferte, gerettet worden wäre, indem er sich über seinen zu Boden gestürzten Herrn hinwarf, und die Säbelhiebe der Feinde auffing, bis Hülfe herbei kam. Der treue Reibisch starb bald darauf an seinen Wunden.

1542 sagte sich Moritz von dem Schmalkaldischen Bunde los.

1543 u. 1544 unterstützte Moritz und sein

Bruder, Herzog August, Karln V. mit Hülfsvölkern in dem Kriege gegen Franz I., König von Frankreich und erwarb sich die Huld des Kaisers.

In den folgenden Jahren richtete er seine Thätigkeit auf die Einsetzung von Consistorien, Stiftung der Fürstenschulen, Verbesserung des Bergrechts und Befestigung vieler Städte.

Moritz nahm an dem Feldzuge gegen Herzog Heinrich von Braunschweig Theil, und machte Letztern persönlich zum Gefangenen.

Da der Kaiser dem Herzoge Moritz die Länder und Würden des Churfürsten Johann Friedrich versprach und der König Ferdinand einen Theil von Sachsen bereits eingenommen hatte, so schloss er mit dem Kaiser und Könige ein Bündniss gegen seinen Vetter und Bundesgenossen.

Nachdem der Churfürst bei Mühlberg geschlagen und gefangen genommen worden war, wurde Moritz am 4. Juni 1547 im freien Felde mit den Ländern Johann Friedrichs beliehen und versprochen, diese Belehnung feierlichst nochmals zu wiederholen, was auch 1548 zu Augsburg geschah.

Das Interim anzunehmen, weigerte sich Moritz beharrlich.

Karl V. hatte die Stadt Magdeburg in die

Acht gethan, und Moritz wurde in dem Feldzuge gegen die Magdeburger vom Kaiser zum Feldherrn ernannt. Auch wurden ihm 60,000 Gülden monatlich zu Kriegskosten versprochen. Moritz schlug 1551 die Hanseestädte Hülfsvölker und schloss mit Magdeburg einen Vergleich, welches sich ihm ergab und huldigte.

Da der Kaiser sich weigerte, den Landgraf Philipp von Hessen in Freiheit zu setzen, auch darauf drang, das Concilium zu Trident anzunehmen, und von den Spaniern, besonders dem Infanten Philipp und dem Herzoge Alba, Moritz sehr geringschätzend behandelt worden war, so schloss Letzterer heimlich ein Bündniss mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II.

Nachdem Moritz sein Heer verstärkt hatte, erklärte er den Fürsten des Reichs, dass er sich genöthigt sähe, mit bewaffneter Hand seines Schwiegervaters Befreiung und den Religionsfrieden vom Kaiser zu erzwingen; eroberte Augsburg, belagerte Ulm und drang bis Inspruck vor, von wo Karl V. sich flüchten musste.

Man knüpfte Unterhandlungen an; da aber ein Abschluss sich verzögerte, so belagerte Churfürst Moritz Frankfurt am Mayn, was den Passauer Frieden bewirkte.

Moritz erfüllte das in diesem Frieden ge-

thane Versprechen, mit seiner Heeresmacht gegen die Türken nach Ungarn zu ziehen; schlug die Bassen Achmet und Ali, welche die Stadt Erlau belagerten und zwang den Sultan Solimann, Frieden mit dem deutschen Könige Ferdinand zu schliessen.

Ueber den Passauer Vertrag war der Markgraf Albrecht von Brandenburg, (des Churfürsten Moritz Freund und Kriegsgefährte) höchst unwillig, und während noch Verhandlungen gepflogen wurden, belagerte er Nürnberg, beunruhigte die Stifter Würzburg und Bamberg und plünderte Maynz, Speyer, Worms und Trier. Da zwischen ihm und dem Könige von Frankreich es zu keiner Verbindung kam, versöhnte er sich mit dem Kaiser, was aber nicht lange dauerte; denn bald wieder fiel er über Würzburg, Bamberg und Nürnberg her.

Churfürst Moritz wurde vom Kaiser beauftragt, den Ruhestörer zu Paaren zu treiben, und es kam nun zwischen beiden zu einer Schlacht auf der Lüneburger Haide, bei dem Dorfe Sievershausen, und als der Sieg, nach hartem Kampfe, sich auf die Seite des Churfürsten geneigt hatte, erhielt dieser einen Schuss von hinten, und so endete sein kriegerisches Leben durch Verrätherhand, am zweiten Tage nach empfangener Wunde den 11. Juli 1553.

Vom Churfürsten August besitzt diese Sammlung mehrere Bildnisse aus verschiedenen Lebensaltern, und wir machen vorzüglich auf das eine aufmerksam, von Cyriacus 1586 gemalt. Er ist hier in spätern Lebensjahren dargestellt.

Nr. 94. Bildniss Churfürst August's.
Ciriacus pinx. 1586.

Nr. 95. Derselbe jünger; 1561 gemalt. Dieses Gemälde ist noch darum besonders wichtig, weil es Tentzel in seinem Medaillen-Cabinet als Beweis der Richtigkeit einiger Medaillen anführt.

Auch beruft sich Tentzel noch auf zwei Bildnisse dieser Sammlung, in welchen eine Abänderung der Art, wie August den Bart sich wachsen liess, zu bemerken ist.

August, Sohn Heinrich des Frommen, geboren zu Freiberg 1526, den 31. Juli. Er vermählte sich mit der Prinzessin Anna, Tochter Christian III., Königs von Dänemark 1548. Nach des Churfürsten Moritz Tode wurde August 1553 zu Dresden gehuldigt.

Er bewirkte den Religionsfrieden, der 1555 abgeschlossen wurde, wozu der Umstand beitrug, dass die Türken in Ungarn einfielen und der Kaiser Karl und König Ferdinand die Hülfe der deutschen Fürsten bedurften.

August eroberte 1567 Gotha und Grimmenstein, wo sich der Herzog Johann Friedrich und die Grumbachschen Anhänger befestigt hatten.

1580 führte er die *Formula Concordia* in den Kirchen ein, welche schon einige Jahre vorher, zu Torgau entworfen ward.

1585 starb seine Gemahlin, die von Allen, wegen ihrer Tugenden „Mutter Anna" genannt ward, am 1. October zu Dresden, während Churfürst August sich vor der Pest nach Colditz geflüchtet hatte.

Am 6. November desselben Jahres reiste Churfürst August mit dem Churfürsten Johann Georg II. von Brandenburg, unter dem Scheine einer Sauhetze nach Torgau, und verlobte sich daselbst mit Agnes Hedwig, des Fürsten Joachim Ernst zu Anhalt Tochter, und vermählte sich mit seiner Braut, welche nicht völlig 13 Jahr alt war, im 60. Lebensjahre, am 3. Januar 1586.

Am 11. Febr. desselben Jahres starb Churfürst August zu Moritzburg, wohin er sich mit seiner jungen Gemahlin begeben hatte.

Es ist zu bedauern, dass diese Sammlung kein besseres Bildniss der Churfürstin Anna besitzt. Wir haben nur das aufzuweisen, wel-

ches unweit des Bildes ihres Gemahls, Churfürst August's, aufgestellt ist.

Nr. 107. Anna von Dänemark, wurde „Mutter Anna" genannt, und da das Leben edler Frauen mehr nach innen, und im häuslichen Kreise abgeschlossen ist, so zeichnete die Geschichte weniger Thaten, als vielmehr die Trefflichkeit ihres Gemüths auf.

Neben ihrem Bildnisse hängen zwei von den Kindern der Mutter Anna. Das eine ist Prinz Alexander, geboren 1554; gestorben 1565; das andere Bildniss stellt die Prinzessin Elisabeth vor. Sie ward 1552 geboren; 1570 an den Pfalzgrafen beim Rhein, Johann Casimir, vermählt, und starb 1590 zu Heidelberg.

Die übrigen, weniger gelungenen Bildnisse übergehen wir und wenden uns nun zu Gegenständen anderer Art: zu dem Hausrathe, aus dessen Beschaffenheit mittelbar auf Charakter und Lebensweise derer sich schliessen lässt, denen er zum täglichen Gebrauche diente.

Wir betrachten zuerst die beiden Schänktische. Nr. 1 und 2 Armaturenkammer 82.

Zwei Sckänktische stellen den Parnassus und Helicon vor. Als Kunstwerk unbedeutend; allein den in Allusionen sich gefallenden Geschmack des 17. Jahrhunderts sehr bezeichnend.

Zu bemerken sind auf diesen Schänktischen die Trinkgeschirre und vorzüglich die Gläser von Fadenglas von Murano.

Die sogenannten Willkommen und die kleinen Becher, in Gestalt von Bären, dürfen nicht übersehen werden, da sie den harmlosen Charakter ihrer Zeit bezeichnen und sich vielleicht aus letztern die volksthümliche Redensart: „einen Bär anbinden," ableiten oder erklären lässt. Hierher gehören denn auch die verschiedenen Vexirgläser u. dgl.

An diese beiden Schänktische reiht sich wohl am schicklichsten die Betrachtung der Trinkgefässe an, von welchen wir die merkwürdigsten herausheben.

Nr. 62. Ein Büffelhorn auf Vogelklauen ruhend.

Nr. 64. Eins dergleichen.

Nr. 74. Ein Büffelhorn in vergoldetes Silber gefasst. Ein alter Mann, der auf einem knorrigen Baume ruht, ist der Träger des Gefässes. Auf dem Baume befindet sich die Inschrift: „Halt veste, uns kommen Gäste." Am Mundstücke sind unkenntliche Wappen. Das spitze Ende des Horns trägt eine Burg; wobei zu bemerken, dass dieses kleine Modell eines Gebäudes den Rundbogenstyl zeigt und die Wappen ohne Helme sind, was auf eine

sehr frühe Zeit deutet, dem jedoch die Inschrift widerspricht, welche auf das Ende des 15. Jahrhunderts schliessen lässt.

Nr. 78. Ein silbernes Trinkgeschirr, in Form eines Schubkarrens, auf welchem ein Hofnarr liegt, wahrscheinlich der lustige Rath des Churfürsten Johann Georgs II., da dieses Gefäss 1663 zur Kunstkammer kam. Es steht darauf die Inschrift: *edite, bibite, post mortem nulla voluptas.*

Nr. 89. Eine sogenannte Greifenklaue *). Es ist diess ein Trinkhorn mit vier silbernen Vogelklauen. Der Deckel stellt einen Hahnenkopf vor; die Flügel scheinen die eines Adlers zu seyn, und der Schweif gleicht dem eines Strausses.

Diese fabelhafte Vogelgestalt und die Art wie solche geformt ist, lässt ein hohes Alter dieses Trinkhornes vermuthen. Wahrscheinlich sind die vier Füsse des Vogels ein Einfall des Verfertigers, welcher den Sperber auf ägyptischen Hieroglyphen doch wohl nicht gesehen hatte. Die Form der Flügel an diesem Trinkgeschirre

---

*) In der Lebensbeschreibung Friedrichs des Weisen, von einem Anonymo geschrieben, und von Richardo herausgegeben, wird angeführt: dass Friedrich von seiner Reise ein Jägerhorn, aus einer Greifenklaue geschnitten, mitgebracht und solches der Schlosskirche zu Wittenberg verehrt hat.

erinnert an den Betschemmel in Form eines Adlers, der in Achen aufbewahrt wird und Philipp dem Schönen gehört haben soll.

Nr. 26. Ein Pokal von Rhinoceroshorn, worauf ein Bachanal in Basrelief geschnitten. Ein Geschenk vom Leibarzte Dr. Gangland 1660.

Nr. 31. Einer desgleichen, mit Sirenen und Delphinen geziert. Geschenk der Churfürstin Magdalena Sibilla an Johann Georg II.

Nr. 38. Ein Kelchglas, dessen sich Kaiser Karl V. bedient haben soll. Sein Bildniss und die Jahrzahl 1538 befinden sich darauf, welche doch wohl erst später angebracht wurden.

Nr. 46. Ein Büffelhorn auf zwei Vogelklauen ruhend. Sehr alt.

Nr. 47. Ein Büffelhorn ruht auf drei Löwenklauen.

Der übrige reiche Hausrath zieht unsere Aufmerksamkeit ebenfalls auf sich, und wir laden zur Betrachtung folgender Gegenstände besonders ein:

Nr. 11. Ein langer Tisch, dessen Platte mit sogenanntem Trümmermarmor ausgelegt ist, der jedoch mehr ein verhärteter Thon zu seyn scheint, in welchem man, mit etwas Phantasie, leicht Felsen, Schlösser und Landschaften er-

kennt. In den vielen Fächern ist der vollständige Zimmerbedarf einer auf Alles bedachten, sorgfältigen Hausfrau enthalten, denn nicht allein die zum Nähen, Schreiben, Messen und Wägen nöthigen Dinge sind hier zu finden, sondern auch eine Hausapotheke, eine Karte mit der Aufschrift: „*Ludus chartarum spiritualis*" (wahrscheinlich zum Befragen über die Zukunft) und noch sehr Vielerlei; so dass es scheint, wenn man diesen Tisch mit den niedlichen neumodischen Necessairs vergleicht, als stünden diese mit den Bedürfnissen der Damen in entgegengesetztem Verhältnisse; denn wahrscheinlich bedurfte Mutter Anna, der dieser Tisch gehört haben soll, bei ihrer grossen Einfachheit und Genügsamkeit, sehr wenig für sich selbst.

Nr. 12. Ein Seitenstück zu diesem Tische ist der Lehnstuhl der Churfürstin Magdalena Sibilla, Gemahlin Johann Georgs II.

Die Lehnen enthalten mehreres zum Schreiben und Messen Nöthiges, worunter besonders ein Maasstab zu beachten ist, auf welchem die in verschiedenen Ländern eingeführten Maase angegeben sind.

Nr. 16 und 17. Zwei Tische von Cypressenholz. Auf der Platte des einen sind zwei Könige, ein Kaiser und ein Papst; auf

der des andern ländliche Beschäftigungen und Jagdvergnügungen in Basrelief abgebildet.

Dr. Nicolaus Helffreich machte dem Churfürsten (wahrscheinlich Johann Georg II.) ein Geschenk mit dem Tische Nr. 16.

Man muss die Geschicklichkeit des Künstlers bewundern, aber zugleich bedauern, dass damals der wahre Kunstsinn, der nie mit der Zweckmässigkeit in Widerspruch tritt, verloren gegangen war; denn etwas Unzweckmässigeres, als eine unebene Tischplatte kann man wohl kaum erfinden. Vergleicht man damit die ältern Geräthschaften, wo Zweckmässigkeit und Schönheit sich gegenseitig durchdringen, und wenn an einigen auch etwas Ueberflüssiges gefunden würde, doch nie etwas der Zweckmässigkeit Widerstrebendes sich zeigt, so bezeichnen diese trefflich geschnittenen Holztafeln doch einen Verfall des Kunstsinnes.

Nr. 21, 22, 23. Mit silbernen Figuren und Verzierungen reich ausgestattete Schreib- und Schmuckkästchen u. s. w. sind auf den Tischen in der Mitte des Saales vertheilt.

Nr. 3. Vier und zwanzig Stühle, die Sitze von Serpentin; die Lehnen mit Jaspis ausgelegt. Ausserdem sind die Stühle von geschickter Hand, und auf den Rückseiten der Lehnen die Bildnisse römischer Kaiser flach geschnitten.

Nr. 5. Ein Schrank, welcher der Luther-Schrank genannt wird. Es werden darin Dr. Luthers Ring von Gold, mit 11 kleinen Diamanten besetzt, dessen Mundbecher und Bildniss in Medaillon, aufbewahrt. Von aussen ist der Schrank einfach von schwarz gebeitztem Holze und die Schubladen sind mit silbernen Beschlägen und mit geschliffenen Steinen verziert. Auf dem Schranke liegt ein Säbel, welchen Dr. Luther getragen haben soll, und nach einer alten, daran befestigten Inschrift „Luthers Hauswehr“ ist.

Nr. 7 und 9. Wegen trefflicher, ausgelegter Arbeit sind diese beiden Schränke zu beachten. Sie sind Denkmale des Fleisses und der sorgfältigen Arbeit des Meisters Hanns Schifferstein.

Zu Folge des alten Inventarii der Kunstkammer kam der Schrank Nr. 9 im Jahre 1659 zu dieser Sammlung. Es ist nur zu bedauern, dass unsern deutschen Meistern nicht so treffliche Muster vorlagen, wie dem Olivetaner Mönche Giovanni da Verona, der in Holzmosaik die Thüren zu den Logen des Raphael fertigte.

Ausserdem sind noch folgende Dinge sehenswerth:

Nr. 133. Zwei kleine, eiserne Rüstungen für Kinder.

Nr. 134. Drei dergleichen sollen von Moritz, August und Johann Georg, in Kinderjahren getragen worden seyn.

Das Modell zu einem Harnische scheint ein Spiel für fürstliche Kinder gewesen zu seyn.

Wir führen diese Rüstungen und dieses Kinderspiel darum besonders an, weil es die Zeit der sie angehören charakterisirt und einen Blick in die fürstlichen Kinderstuben der Vorzeit uns vergönnt.

Nr. 137. Der Plan von Dresden; von Herrn von Pflug entworfen und von Andreas Vogel ausgemalt, 1634.

Theils um vor Beschädigung zu sichern, theils um die Betrachtung zu erleichtern, sind in einem Glaskasten folgende Kunstarbeiten aufbewahrt worden:

Nr. 153. Eine Kette, aus Perlmutter gefertigt, mit schön geschnittenen Bildnissen.

Nr. 154. Ein emaillirtes Kästchen, worauf die Thaten des Hercules auf blauem Grunde gemalt sind; Zeichnung, im Styl des Aldegräver.

Nr. 156. Ein Löffel aus einer indianischen Nuss geformt, in Silber gefasst und mit Perlen

besetzt; merkwürdig wegen der phantastischen Form, die ein Ungeheuer darstellt.

Ein grosses Trinkhorn ohne Gestelle; welches also ganz geleert werden musste, wenn es gefüllt war.

In einem alten Verzeichnisse der Kunstkammer findet sich darüber die Nachricht: ,,dass es, nach der Versicherung eines dänischen Missionairs und Gelehrten — welcher jedoch nicht genannt wird — ein Horn sey, dessen sich die Isländer bei ihren heidnischen Opfern bedient und daraus Thran in das Feuer, auf den aus Rasen und Steinen erbaueten Altar gegossen hätten.“ Auch wird eine Verzierung, welche um das Band herumläuft, für eine isländische Inschrift ausgegeben, in welcher andere eine lateinische Zeile zu erkennen glauben. Da die andern Inschriften auf diesem Horne in lateinischer Sprache abgefasst und die darauf geschnittenen Figuren christliche Sinnbilder sind, so ist die Aussage des Missionairs gewiss ein Mährchen.

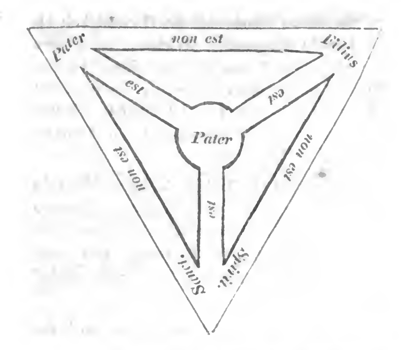
Ob, wie behauptet wird, diess Opferhorn ein weisses Büffelhorn oder ein Elephantenzahn ist, mögen Naturkundige bestimmen, doch scheint es allerdings mehr das Horn eines Stiers zu seyn.

Am obern Rande ist die Dreieinigkeit als ein Gesicht dargestellt, welches, wenn man es recht besieht, aus drei Gesichtern besteht. Diese Art der Darstellung der Dreieinigkeit hat sich bis in das 15. Jahrhundert erhalten und ist noch an der Frauenkirche in Zwickau zu finden.

Darunter ist ein Dreieck, in dessen Winkeln die Benennungen der drei Personen geschrieben stehn. Die Schenkel des Dreieckes bezeichnen die Unterscheidung der Personen, und zwar durch die Worte: „*non est*,“ welche darauf eingegraben sind.

Aus den Winkeln laufen Bänder nach der Mitte des Dreiecks, so dass dieses wieder in drei Dreiecke abgetheilt wird und auf jedem Bande steht das Wort: „*est*,“ welches nach dem Mittelpunkte hinweis't, worin das Wort: „*Pater*“ eingegraben ist, wodurch die Einheit der drei Personen angedeutet werden sollte.

Wenn man von einer Ecke zur andern liest, so entsteht der Sinn:



Pater non est Filius, *Filius non est Spiritus*, *Spiritus non est Pater;* und wenn man die Schrift aus den drei Winkeln nach der Mitte hin liest, so entsteht der Sinn: *Pater est Pater, est Filius*, *est Spiritus Sanctus.*

Es verräth sich hierin die auf Religion angewendete sophistische Scholastik des Mittelalters, wonach dem Schnitzwerke auf diesem Trinkhorne ein hohes Alter beigemessen werden könnte. Um dieses Horn herum läuft ein verziertes Band, welches Einige für eine Inschrift halten, und darin die Worte: „*Ave*

Maria Mater gra:“ nicht undeutlich erkennen wollen. Nur passt darauf nicht ganz das darunter befindliche Bild, welches nicht die Verkündigung, sondern die Madonna mit dem Kinde, die vier Evangelisten und die Apostel vorstellt.

Der dänische Gelehrte, auf welchen sich das alte Verzeichniss beruft, behauptet, es sey eine Inschrift in isländischer Sprache, welche auf deutsch bedeute: „heiliger Dreieinigkeit geweiheter Becher.“

Am untern Ende des Hornes ist das Fegefeuer abgebildet. Dem Style der Bildwerke nach, verdankt dasselbe seine Verzierungen dem 15. Jahrhundert, oder frühestens dem Ende des 14. Jahrhunderts.

Die Trinkhörner haben sämmtlich einen sehr frühen Ursprung, erlitten aber später mannigfaltige Umgestaltungen. An einige reihen sich Volkssagen, wie an das berühmte silberne Oldenburger Horn, welches eine wunderschöne Fee, die aus dem Osenberge emporstieg, dem auf der Jagd im Bernefeurs Holze verirrten, vor brennendem Durste schier verschmachtenden Grafen Otto von Oldenburg und Jadelehe darbot, der um das Jahr 1000 lebte.

Es wurde in der Schatzkammer zu Oldenburg lange aufbewahrt und kam dann nach

Petersburg, wo es jetzt nicht mehr zu finden ist. Abbildungen davon haben sich in Herrmann Hamelmanns oldenburger Chronik und eine grössere, welche dem Kupferstecher Holler, ohne Grund, zugeschrieben wird, erhalten.

Im hohen Norden von Europa findet man solche Hörner noch bisweilen in den Heldengräbern; wie z. B. das, welches von reinem Golde gewesen seyn soll und in dem königlichen Schatze zu Kopenhagen sich befand, in einem Hühnengrabe gefunden wurde.

Dass die meisten aus ungeheuern Stierhörnern geformt sind; dass sie in Gräbern und nicht sowohl Opferplätzen gefunden werden und die Gewohnheit der alten, nordischen Helden, viel zu trinken, lässt erstens auf das hohe Alterthum dieser Hörner, und dann darauf schliessen, dass sie mehr zum Zechen bei Festgelagen, als zu Libationen bei Opfern gebraucht wurden.

Da die beiden vorerwähnten Trinkhörner verschwunden sind, so ist das, welches hier aufbewahrt wird, wohl eins der merkwürdigsten, diese Sammlung aber gewiss die reichste in dergleichen Trinkgeräthen.

Nr. 158. Ein Trinkhorn aus einem Rhinoceroshorne geschnitten.

Dieses Trinkhorn hat die Gestalt einer grossen Blumenglocke und ist mit einem solchen für Schönheit der Form kunstgebildeten Sinne geschnitten, dass es als ein Meisterstück betrachtet werden muss.

Das Material, welches Rhinoceroshorn seyn soll, und das Sinnreiche der Form, lassen es kaum zu, diesem Trinkgefässe ein sehr hohes Alterthum und einen nordischen Ursprung beizulegen.

Man wird fast zu glauben geneigt, es für die Arbeit eines mit dem Blumenleben vertrauten und in Kunstarbeiten geübten Orientalen zu halten, der diess Horn vielleicht für einen nordischen Pilger fertigte.

Nr. 159. Diese Sammlung enthält mehrere Sanduhren, wovon die kleinste in einem schwarzsammetnen Futterale mit eisernem Beschläge sich befindet.

Da diese kleine Sanduhr so wohl verwahrt wurde, scheint es, dass sie bestimmt war, auf Wanderungen geführt zu werden und älter ist, als die Erfindung der Taschenuhren, welche von Spiralfedern getrieben werden, deren Erfinder Peter Hele zu Nürnberg war, und die ersten um 1500 gefertigt haben soll.

Eine Uhr, an welcher so viele böse und

gute Stunden verronnen seyn mögen, verdient wohl ein Plätzchen in dieser Sammlung.

Nr. 164. Eine alte Taschenuhr in einem crystallenen Gehäuse; gefertigt von Poestorfer zu Prag.

Nr. 165. Ein künstliches Schloss, wozu zwei Schlüssel, von Barthel Hoppert gefertigt. Hoppert wurde zu Roth den 7. September 1648 geboren; wanderte durch Deutschland, Holland, England und Frankreich, wo er viele künstliche Arbeiten für Ludwig XIV. fertigte, liess sich zu Nürnberg nieder, und starb daselbst am 29. October 1715.

Eine eiserne Kasse, welche nachmals in den Besitz des Kaisers Leopold kam, und ein Schloss mit drei Eingerichten und Kruckeisen, aus Einem Stück Eisen ausgearbeitet, welches in die Kunstkammer zu Dresden kam, führt Doppelmayer als die seltensten Stücke auf, die Meister Hoppert fertigte. Auch soll er die Erfindung gemacht haben, das Eisen so zu erweichen, dass es sich bearbeiten liess wie Silber, und dann wieder, dem Stahle gleich, gehärtet werden konnte.

Ein langer Stock, in welchem ein langes dreieckiges Stillet.

Dieser Stock ist von aussen höchst kunst-

reich mit Arabesken verziert, welche in Bein geschnitten und eingelegt sind.

Am obern Ende sind Bauerntänze, im Geschmack der Kupferstiche des Meisters I. B. angebracht.

Es ist daher dieser Stock ohne Zweifel ein deutsches Kunstwerk, wenn auch die Klinge darin von einem italienischen Schwertfeger gemacht wurde.

Saal
für Jagd-, Gärtnerei- und Drechselei-Werkzeuge.

Der Churfürst August I. war ein Freund aller Beschäftigungen, wozu Kraft und Geschicklichkeit gehören; einer dem Manne eigentlich würdigen Thätigkeit.

Daher liebte er die Waffenübungen, wovon wir weiter zu sagen haben werden; die Jagd, Gärtnerei, das Drechseln und überhaupt künstliche Arbeiten in Holz. Einen Beleg hierzu geben die Meissel, Winkelmaase Zirkel und andere Werkzeuge, die ein geschickter Tischler und Drechsler braucht, so wie sein eigener Jagdtisch.

Besser noch als die Gärtnerei-Geräthe, welche wir hier vor uns sehen, giebt ein Gesetz: „dass jedes neue Ehepaar zwei Fruchtbäume am Hochzeittage pflanzen solle, welches Au-

gust I. ertheilte, den Beweis seiner Neigung zur Gärtnerei, und fast möchten wir in diesem freundlichen Gebote den mütterlichen Sinn und die Einwirkung der Churfürstin Anna erkennen, welche ebenfalls auf den Anbau des Landes bedacht war.

Unter den Geräthschaften sind einige sehr verständig erfundene, wovon wir nur auf das eine hinweisen wollen, das sich noch jetzt Liebhaber des Pflanzens und Säens zu nutze machen könnten. Es sind Röhre von ungefähr zwei Ellen Länge, in Form eines Sprachrohrs. Man lässt in das obere, weit geöffnete Ende das Saamenkorn fallen, welches im Rohre hinabgleitet und unten aus dem engen Ende in dem Grübchen des Beetes ankommt, wohin man es haben will. Der Gärtner, welcher den Saamen nicht ausstreut, sondern in bestimmten Entfernungen von einander zu legen beabsichtigt, erspart sich dadurch das unbequeme Bücken.

Unter den Jagdgeräthschaften machen wir vorzugsweise auf die Fangeisen (Jagdspiesse) aufmerksam, mit welchen Bäre und Eber erlegt wurden, als die Feuerschlösser an den Kugelbüchsen noch nicht so eingerichtet waren, dass man auf rasches Zünden und einen sichern Schuss rechnen konnte. Sie sind jedoch

wohl zum Theil aus noch ältern Zeiten, als die des Churfürsten August. Ausserdem dass sie Muth, Kraft und Gewandheit dessen, der gegen die wilden Thiere des Waldes auszog, beweisen, zeigen sie noch dadurch, dass sie mit eingelegtem Golde verziert sind, einen stattlichen Sinn.

Dieser Kampf gegen die wilden Thiere des Waldes, also die Jagd, muss wohl unterschieden werden von den Thiergefechten, welche zur Belustigung und als eine Art Schauspiele in geschlossnen Kampfplätzen gehalten wurden.

Es war ehrenvoll, ein wildes Thier im Walde auf der Jagd zu erlegen, aber eine entehrende Handlung, auf einen Kampf mit einem eingesperrten Thiere sich einzulassen und ein Schauspiel zu geben, und diejenigen welche solches thaten, wurden in Deutschland Katzenritter genannt. Es wurden die Katzenritter für einen ehrlosen Stand gehalten und in vielen Städten schloss es von der Erbschaft aus, wer sich auf ein Thiergefecht eingelassen: „So der Sun ein Katzenritter gewesen wäre, oder dergleichen sich unterstanden hätte mit andern Thieren zu beissen und zu fechten.“

Wir gehen zur Betrachtung der einzelnen vorzüglich merkwürdigen Stücke über.

Zu den ältesten Jagdwaffen dieser Samm-

lung gehört eine Armbrust, welche Friedrich der Weise geführt haben soll. Es ist diess ein schätzbares Geschenk des Freiherrn Max von Sternburg an diese Sammlung.

Auf der einen Seite der Armbrust ist Orpheus dargestellt, der durch die Macht der Töne die wilden Thiere besänftigt. Als Gegensatz hierzu ist auf der andern Seite eine Jagd abgebildet, wo die Thiere bezwungen werden, da sie Töne nicht mehr zähmen. Es ist diese Ausschmückung im Sinne Friedrichs des Weisen, der zugleich Musik und Jagd liebte.

An dem andern Pfeiler, dieser Armbrust gegenüber, ist die Armbrust angebracht, welche Churfürst Moritz auf der Jagd führte.

Dass man noch im 16. Jahrhunderte Hirsche mit Armbrüsten erlegte, beweisst schon Lucas Cranachs bekannter Holzschnitt, der eine Jagd vorstellt, und das treffliche Gemälde dieses Meisters im Schlosse zu Moritzburg, worauf wir auch mehrere Damen mit dem edlen Waidwerk beschäftiget sehen.

Unter den Jagd- und Hüfthörnern sind drei Stück, welche in einem Glaskasten aufbewahrt werden, einer besondern geschichtlichen Forschung würdig.

Wer das Jagdwesen älterer Zeit kennen

zu lernen wünscht, findet in den *memoires sur l'ancienne chevalerie, considerée comme un établissement politique et militaire, par de la Curne de Sainte-Palaye Vol. III.* Aufschluss. Obwohl zunächst auf Frankreich berechnet, kann man doch daraus auf das deutsche Waidwerk schliessen.

Das etwas grössere Hüfthorn oder kleine Jagdhorn, scheint uns ein sehr merkwürdiges, hohes Alterthum zu seyn.

Es ist aus einem Elephantenzahn geschnitten.

Wir sehen darauf ein Band vorgestellt, welches um das Horn sich windet.

An der Stelle, wo um das Horn eine Verzierung läuft, die einem dreifachen Geflechte gleicht, ist obiges Band mit einer Schleife befestigt, was darum bemerkt werden muss, weil diese Schleife ein *E* und ein *M* trennt, welche zu dem Worte *Pacem* gehören.

Es steht auf dem Bande mit erhobenen, sehr alten Lettern geschrieben: „*da pacem domyne yn dyeb nris,*“ was: „gieb Frieden, Herr, in unsern Tagen,“ heissen soll.

Man sieht darauf in flach-erhobener Arbeit, ausgestreut, denn gruppirt sind die Figuren nicht, Jäger und seltsam gestaltete Thiere, z. B. Einhörner, welche mit Spiessen erlegt werden, ein Centaur, wo aus dem Pferdeleibe noch

andere Thierköpfe herausgewachsen sind. Der obere menschliche Theil dieses Ungeheuers schiesst mit einem Bogen rückwärts nach einem kleinern Thiere, welches man für einen Affen halten könnte.

Auch sind sehr missgestaltete Hirsche darauf. Ferner ein Elephant, der einen Thurm trägt.

Sodann zwei Männer, neben einem Vogelhause, in welchem sich ein gekrönter Adler befindet.

An diesem Vogelhause sind Thüren und Fenster halbrund, und man darf die darauf befindlichen spitzen Giebel nicht etwa für Spitzbogen halten.

Ein Jäger mit einem Spiesse in der Hand ist darum merkwürdig, weil er über die Schultern ein Thier, von einer unkenntlichen Form, ganz auf die Weise gehangen hat, wie der gute Hirt, das Lamm tragend von den ältesten christlichen Künstlern vorgestellt wurde.

Eine wunderliche Vogelgestalt mit einem Menschengesicht, welches an der Kehle einen Ziegenbart hat, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Noch verdient ein erhaben gearbeiteter, sitzender Hund bemerkt zu werden, der die gelungendste Figur ist.

Erwägen wir, dass das Elfenbein in ältern Zeiten ein kostbarer Stoff war, den nur Künstler sich verschaffen konnten, deren Arbeiten gut bezahlt wurden, oder welchen man eine so kostbare Sache anvertraute, weil man sie für vorzügliche Künstler hielt, so muss dieses Horn in den barbarischsten Zeiten der Kunst geschnitten worden seyn, weil der, welcher diess Horn bearbeitete, damals für einen vorzüglichen Künstler gelten konnte. Wir sind schon dadurch genöthigt, mit unserer Vermuthung vor das 13. Jahrhundert zurückzugehen.

Die Aehnlichkeit der seltsamen Gestalten, mit Bildnereien aus der Carlolingschen Epoche, lässt auf eine sehr frühe Zeit schliessen, wenn wir auch diesem Horne kein so hohes Alter beimessen wollen.

Wir geben den Geschichts- und Kunstkennern zu prüfen, ob dieses Horn nicht aus dem 10. Jahrhundert abstammen könnte. Wollte man dieser Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit geben, so könnte man annehmen, dass der gekrönte Vogel im Vogelhause eine Anspielung auf Kaiser Heinrich den Vogler wäre. Die Bitte um Frieden ist sodann wol auch dem Künstler, welcher ohne Zweifel ein Geistlicher war, angemessen, der in einer kriegerischen Zeit lebte, wo Deutschland

so viel durch die Einfälle der Hunnen gelitten hatte.

Dieses merkwürdige Jagdhorn kam 1655 zur Kunstkammer, wo es als eine Copie nach dem Oldenburgischen Trinkhorne, von dem es jedoch ganz und gar keine Aehnlichkeit hat, aufgeführt wurde.

Ein Hüfthorn von gewöhnlicher Grösse, ebenfalls aus Elfenbein, scheint mehrere Jahrhunderte alt zu seyn.

Wir schliessen es aus der Blätter-Verzierung, welche an beiden Seiten des Hornes hinläuft und von dem Schmucke alter Bauwerke entlehnt ist. Die Henkel an diesem Horne werden durch einen Drachen und durch Hunde gebildet, welche jenen seltsam gestalteten Hunden, die man oft an alten Gebäuden als Dachtraufen angebracht findet, sehr ähnlich sehen.

Dieses Jagdhorn erwarb die Kunstkammer mit dem vorhergehenden in demselben Jahre.

Der neuern Kunst gehört ein sehr zierlich geschnittenes Hüfthorn an, worauf eine Inschrift sich befindet. Ausserdem ist es noch mit mehrern allegorischen Figuren geziert.

Nr. 198. Ein Jagdhorn, welches Churfürst August I. geführt hat.

Es ist zu bedauern, dass das goldene Beschläge 1756 abgenommen und verkauft wurde.

Nr. 207. Das Jagdhorn Heinrichs IV. König von Frankreich; Geschenk des Rheingrafen Philipp Otto an Churfürst Johann I.

Unter den Hunde-Halsbändern ist besonders wegen seiner Grösse merkwürdig Nr. 213.

Der Churfürst Johann Georg I. bekam vom Kaiser Mathias einen Hund von ungeheurer Grösse, mit diesem prächtigen Halsbande und einer seidenen Fangleine geschmückt, zum Geschenk.

Unter den Jagdtaschen und Fesseln sind mehrere vortrefflich gestickt und als Meisterstücke von Damenhänden höchst schätzbar.

Ausgezeichnet ist ein Schwedler (kleinere Jagdtasche), welche Johann Georg I. von der verwittweten Churfürstin Hedwig zum Geschenk erhielt.

Auch einige prächtige Hirschfänger, zum Theil fürstliche Geschenke, verdienen bemerkt zu werden. Wir können aber auch nicht umhin, zugleich zu bemerken, wie der Sinn für Pracht sich in spätern Zeiten verändert hat. Wenn jene in Gold eingelegten Verzierungen auf den alten Fangeisen den hohen Jäger bezeichneten, der gegen wilde Thiere auszog, ohne dem Zwecke hinderlich zu seyn, so verschwindet der Zweck bei dem neuern Jagdgeräthe unter der Ueberladung von hinderlichem

Schmucke; denn dieser tritt als Hauptsache hervor und so wird auch hier wieder ein todtes Werkzeug zu einem characteristischen Lebenszeichen.

Zwei Pulverhörner legen wir zur Betrachtung vor, welche in dem Glaskasten aufbewahrt werden. Sie sind mit Pflanzen, Thieren und menschlichen Gestalten verziert, welche eben sowohl in das indische, mexicanische als auch mittelalterlich - deutsche herüber und hinüber spielen, dass wir weder Zeit noch Vaterland dieser halbmondförmigen Hörner zu bestimmen wagen.

Wir möchten glauben, dass sie ursprünglich eine andere Bestimmung hatten, als ihre jetzige, und ältern Ursprungs sind, als der neuere Zweck, zu dem sie wahrscheinlich erst später eingerichtet wurden.

Erste lange Gallerie
mit ritterlichen Rüstungen und Waffen.

Bei Anordnung dieses Saales wurde beabsichtigt, eine heitere, kräftige Wirkung hervorzubringen, den Gesinnungen der Herzen angemessen, die an die eisernen Harnische in gewaltiger Kampfes- und Lebenslust pochten.

Das Ritterthum war in seinem Ursprunge die bewaffnete Kraft des Volkes. Wer sein Leben für die Sicherheit Anderer wagt, muss ungehindert den Augenblick geniessen, dessen er gewiss ist, und so war das Leben der Ritter auch zwischen vollem Genusse und wildem Kampfe getheilt. In sechs Zeilen von Göthe's Gedicht: „Geistes Gruss," stellt sich das Ritter-Leben anschaulicher dar, als durch Clamorius und Rüxners Turnierbücher

oder „*de la Curne de Sainte-Palaye Memoires sur l'ancienne Chevalerie, considerée comme un établissement politique et militaire.*"

Als die rohen Völkermassen Gestalt und Ordnung annahmen, entwickelte sich das Ritterthum. Gestaltung ist aber Gliederung, und so theilte sich die Masse des Volks in Stände, wovon jeder einen Theil der Thätigkeit übernahm, welche, als ein Ganzes, das Volksleben ausmacht. Nur dadurch, dass sich Jeder einer bestimmten Thätigkeit widmete, konnte er ungestört und völlig seine Obliegenheit erfüllen. So entstanden drei Stände: der Lehrstand, der Nährstand und der Wehrstand.

Diese Stände waren nicht beschränkend, wie die Kasten der Indier. Wer durch die That bewähren konnte, dass er für einen oder den andern Stand vorzüglich befähigt sey, wurde darin aufgenommen.

Der Lehrstand musste sorgenfrei den Wissenschaften und Künsten leben können, und für diesen wurden die Klöster gestiftet.

Der Nährstand bedurfte bei seinen Beschäftigungen der Sicherheit, und diese erhielten Handwerker hinter den Mauern und Graben, die um die Städte gezogen wurden, und die Landleute durch wehrhafte Männer, die der König im Lande vertheilte, welche die

Namen der Ortschaften bekamen, die unter ihren Schutz gestellt waren.

Dieser Stand musste versorgt werden, da er, die Waffen in der Hand und immer schlagfertig, nicht nach Werkzeug und Pflug greifen konnte, auch sich im Frieden in Uebung der Waffen erhalten musste. Hieraus entstanden die ritterlichen Rechte und Verpflichtungen.

Die Kampfspiele waren von der grössten Wichtigkeit, um die Ritter in Uebung zu erhalten, und ihnen im Frieden eine Beschäftigung zu geben. Auch bei den Bürgern wurden Waffenübungen angestellt, da jedoch diese nur ihre Städte vertheidigten und hinter Mauern standen, so übten sie sich im Gefecht zu Fuss und Armbrustschiessen; die Ritter aber kämpften zu Pferde, was turnieren genannt wurde. Da sich Viele zu den Kampfspielen drängten und die Freiheit des Ritterstandes anziehend war, so mussten einschränkende Gesetze gegeben werden, welche die Turniergesetze genannt wurden. Anfänglich waren nur neun Gesetze deren Inhalt kürzlich folgender ist:

Der Ritter, welcher zu Turnieren zugelassen wird, muss ein guter Christ seyn und sodann ein treuer Unterthan des Kaisers. Wer aber der Frauen Ehre gekränkt, sein Wort gebrochen, seine Pflichten gegen seinen Fürsten

oder seine eigenen Unterthanen verletzt; welcher Mord begangen; wer Raub getrieben; wer, ausser in rechtmässiger Fehde, des andern Eigenthum verwüstet hat, und wer seine Unterthanen bedrückte, ist vom Turnier ausgeschlossen. Die drei Gesetze, welche hinzugefügt wurden, betreffen die Ehre der Frauen; sodann dass ein Ritter kein bürgerliches Gewerbe treiben dürfe und vier Ahnen nachweisen müsse, um bei Turnieren angenommen zu werden. Später wurden sechs, und nach den Dresdener Turniergesetzen des Churfürsten August gar sechszehn Ahnen zur Turnierfähigkeit erfordert. Damit man aber die Ritter unterscheiden, und gleich erkennen könnte, erhielten ihre Waffen Abzeichen, die sie auf Helm und Schild trugen, was in den Kreuzzügen um so nöthiger wurde, um die von der Heimath weit entfernten Ritter, nach ihren Wappen von einander unterscheiden zu können und zu wissen, welchem ritterlichen Stamme sie angehörten.

Heinrich Bunting und Maybaum in ihrer Braunschweigischen Chronik messen die Einführung der Turniere Kaiser Heinrich dem Vogler bei; und wenn auch erwiesen werden kann, dass vor ihm Kampfübungen und Wettkämpfe gehalten wurden, so ist doch

Heinrich der, welchem vor Allen das deutsche Volk seine Bildung und Selbständigkeit durch Gestaltung der innern Staatsverhältnisse verdankt, nachdem Karls des Grossen Macht in schwachen Nachkommen dahin geschwunden war und von den Fränkischen Kaisern nicht wieder hergestellt werden konnte.

Die Ritter waren also ursprünglich zur Landesvertheidigung bestimmt und führten daher die Benennung Milites. Sie waren von dem Adel verschieden, indem dieser keine besondere Verpflichtung zum Kriegsdienste hatte, und der Edelmann war nicht Ritter, wenn er nicht dazu von seinem Fürsten oder einem Ritter geschlagen wurde, was, bei den Franzosen besonders, mit grossen Feierlichkeiten geschah. Dahingegen war jeder Ritter ein Edelmann. Im 12. und 13. Jahrhundert bekam das Ritterwesen eine sehr veränderte Gestalt. Die Ritterwürde und Obliegenheit fing an, an bestimmten Besitzungen zu haften, welche von den Fürsten verliehen wurden, woraus das Lehnswesen entstand. Die Kreuzzüge trugen viel zu dieser Umgestaltung bei, indem Pilger zu Rittern geschlagen wurden, welche vorher nicht als Knappen gedient hatten, und Kaiser Friedrich II. erhob Günstlinge in den Ritterstand und Adel durch Diplome.

Auch das Bedürfniss, sich Anhänger und streitbare Männer zu verschaffen, veranlasste die häufige Erhebung in den Ritterstand, und so verschwand der ursprüngliche Zweck des Ritterthums, die Heimath zu vertheidigen, immer mehr. In Frankreich und Spanien hatte sogar jeder Ritter das Recht, Ritter zu schlagen. So schlug auch Friedrich von Wangenheim den Landgraf Friedrich II. von Thüringen zum Ritter, weil der Landgraf nur von einem Unbesiegten, was Wangenheim war, zum Ritter geschlagen seyn wollte. Hierzu kommen nun noch die Ritterorden, welche Verbrüderungen, Vereine zu besondern Zwecken waren, nicht zu dem allgemeinen Zwecke der Vertheidigung des Vaterlandes.

Auch gab es sogenannte fahrende Ritter, Abentheurer, welche auszogen, um sich Ruhm und Ehre zu erkämpfen, und dadurch zu verdienen in den Ritterstand erhoben zu werden. Diese führten weisse Schilde, da sie sich noch keinen Namen und kein Wappen erworben hatten. Auch bedeckten Ritter ihre Wappen auf den Schildern, wenn sie gegen die Turniergesetze sich vergangen, um unerkannt zu bleiben, bis sie durch edle Thaten ihre Schuld abgebüsst hatten. Doch sind die fahrenden Ritter in Deutschland eine seltenere Erschei-

nung als in Italien, Frankreich und Spanien, wo sie zu vielen ernsthaften und spasshaften Romanen Stoff gegeben haben.

Zuletzt aber vermischte sich der Begriff: Adel und Ritterthum, ganz; ohne Lehn und damit verbundene Obliegenheit zur Vertheidigung des Vaterlandes, ohne vorhergegangene Knappenschaft und ohne Heldenthaten verrichtet zu haben, stellten die Fürsten den Adel, welchen sie zum Hausdienste brauchten, den Rittern gleich, und selbst Richter, weil sie Urthel und Recht über Ritter sprachen, wurden in den Ritterstand erhoben und Rechtsritter genannt.

Wir wollen versuchen, ob diese Verwandlungen des Ritterthums sich an der Beschaffenheit der Waffen aus verschiedenen Zeiten erkennen lässt.

Aus der ältesten Zeit des Ritterthums dürften sich wohl keine Waffenstücke bis jetzt erhalten haben. Was uns hierüber Abbildungen aus dem 10. und 11. Jahrhundert überliefern, zeigt, dass die Bewaffnung in einem Schilde (welches Tartsche genannt wurde), der unten spitzig zuläuft und den ganzen Körper deckt, einem nicht sehr grossen Schwerdte, einem offenen Helme, bei fürstlichen Personen doch auch häufig statt dessen ein Barett, und

einem aus Drathketten zusammengefügten Panzerhemd bestand, an welches sich oben eine Halsberge, jetzt Ringkragen genannt, anschloss, welcher jedoch als Theil des Helms zu betrachten ist. Bisweilen trugen die Ritter ein drätheraes Beinkleid am rechten Schenkel, weil das linke Bein schon durch den grossen Schild gedeckt war, und statt des Schwerdtes einen kleinen Stab, an dessen Ende eine stachlichte Kugel, vermittelst einer Kette, befestigt war. Auf diese Weise bewaffnet, sind die Palatine Karls des Grossen, Orlando und Oliviero, am Dome zu Verona abgebildet, und diese Standbilder lassen, wenn auch nicht mit Gewissheit, auf die Art der Bewaffnung aus der Zeit Karls des Grossen, mit Sicherheit aber, auf die Waffenart der Zeit schliessen, in welcher diese Bildwerke verfertigt wurden, die schon einer frühen Zeit angehören. Eine Bewaffnung, welche nicht zu schwer war, machte den Mann zum raschen Kampfe im Kriege gegen einen gewandten und zahlreichen Feind geschickt.

Waffen aus dem 12. und 13. Jahrhundert werden häufiger gefunden und zeigen einen von der alten Bewaffnung ganz verschiedenen Charakter.

Mann und Ross staken in Eisen, und eine

schwere Lanze, die nur zum Geradeausrennen gebraucht werden konnte, trat an die Stelle der Streitkolben. Der Schild war dadurch unnütz geworden, und wurde von den Knappen nur als Wappen zum Staate nachgetragen, woher diese auch die Benennung Schildträger bekamen.

Es giebt viele, welche sich den Ritter nicht ohne Schild denken können, und diese weisen wir auf Martin Zatzingers Kupferstich hin, wo ein Turnier vorgestellt wird, und man die Bewaffnung der Ritter, wie solche im 14. und 15. Jahrhundert üblich war, deutlich abgebildet ist. Dieses Blatt stellt ein zu München gehaltenes Turnier vor und ist mit der Jahrzahl 1500 bezeichnet. Im Iwein, „der Riter mit dem Lewen;“ werden viele Gefechte beschrieben, bei welchen die Ritter Schilder trugen und doch zu Pferde sassen. Allein diess deutsche Gedicht ist schon gegen 1188 vollendet worden, und das französische Urbild dieser Heldensage muss noch älter seyn. Wir leugnen nicht, dass in sehr früher Zeit und besonders in Schlachten die Ritter sich der Schilder bedienten, behaupten aber, dass die Schilder im 14. Jahrhunderte nur noch zum Staate gebraucht wurden. Selbst in diesem alten Gedichte kommt schon eine Stelle vor, wo ge-

sagt wird, dass die Ritter im Zweikampf die Schilder weglegten. V. 7135.

„*Waz touc mir min arbeit?*
Unz er den schilt vor treit,
Sô ist er ein sicher man!
Die schilte hinweg si dan."

Das Schild ist übrigens so ein Attribut des Ritters geworden, wie die Krone, das Merkmal des Fürsten, dass der alte Dichter den Ritter nicht ohne Schild beschrieb, wie die Bildner die Könige immer gekrönt darstellen. Der Sänger des Iwein hat vielleicht selbst zu seiner Zeit Ritter gesehn, welche die Schilder weggelegt hatten, und dennoch Gefechte beschrieben, wobei Schilder gebraucht wurden, wie Angelico da Fiesole, den Papst Innocenz III. mit der dreifachen Krone auf dem Haupte in einem Bette liegend und schlummernd darstellte, obwohl Angelico recht wohl wusste, dass die Päpste nicht mit der Krone auf dem Haupte sich schlafen legen.

Die kleineren runden Schilde waren eine Wehr des Fussvolks.

Die Ritter trugen über dem Brustharnisch und an diesem selbst befestigt, eine Art Schilde oder flacher Decken, von einem weichen Holze, welches nicht so leicht zerspellt, um in Tur-

nieren die Stösse aufzufangen, auch waren die Lanzen durch die Mitte kleiner runder Schilder hindurchgesteckt, welche Brechscheiben genannt wurden. Die Schilde wären gegen Lanzenstösse nicht allein unbrauchbar, sondern auch beim Reiten hinderlich gewesen.

Wie auf alten Denkmalen Ritter mit grossen Schildern ohne Wappen vorkommen, so kommen umgekehrt auf Denkmalen späterer Zeit, Ritter immer ohne Schilde vor, wo neben den Rittern Wappen angebracht sind, in welche sich das Schild verwandelt hatte und gleichsam eingeschrumpft war.

Anstatt des kleinen Schwerdtes bediente man sich sehr grosser Schwerdter, welche nur mit zwei Händen geführt werden konnten und daher Doppelfäuster, auch Flammberge genannt wurden, wenn ihre Form wellenlinig war.

Selbst das Schwerdt, die wichtigste Waffe des Kriegers artete durch Vergrösserung zu einem Prunkgeräthe aus, so dass man riesenhafte Schwerdter bei Ceremonien und Ritteraufzügen voraustrug. Die Parierstange, welche die Hand genüglich schützte, da sie durch einen eisernen Handschuh ohnehin gesichert war, bildete mit der Klinge und dem Griffe ein Kreuz, und diess gab dem Schwerdte eine vorzügliche Weihe, so dass es, seiner Schwerfäl-

ligkeit unerachtet, als die vorzüglichste Waffe des Ritters geehrt wurde. Wegen dieser geheiligten Form schwor man auf das Schwerdt, und dem in der Schlacht sterbenden Ritter vertrat es zum Seelentroste das Crucifix.

Shakespeare und Calderon haben im Hamlet und der Andacht zum Kreuze diese Bedeutung des Schwerdtes sehr poetisch benutzt.

Das unbehülfliche Schwerdt machte daher noch eine leichte Waffe nöthig, welche der Dolch war, mit dem man den gestürzten Feind in den Leib stach, wo der Panzer an die Hüften sich anschloss. Der Degen diente zur Wehr, wenn man unbewaffnet war und leicht gekleidet ging, weshalb er die Benennung Hauswehr, und ausser der Parirstange zum Schutz der Hand, Bügel bekam, zu welchen man später noch ein Stichblatt hinzufügte.

Nur ein starker Hengst konnte einen schwer ausgerüsteten Ritter tragen, und nicht sehr lange; daher bestiegen die Ritter im Turnier ihre Streitrosse, die auch Handpferde genannt wurden, weil die Knappen diese Hengste auf Reisen den Rittern an der Hand nachführten.

Stuten zu reiten war eine Schande, und selbst auf der Reise bedienten sich die Ritter leichterer Hengste.

Diese schwere Bewaffnung, welche den

Ritter unfähig machte, gegen ein Heer von Feinden zu kämpfen, charakterisirt das Faustrecht, den Kampf des einzelnen Mannes gegen Mann.

Auch ohne dass es uns die Geschichte erzählte, würden wir schon aus diesen Waffen, welche zu Feldzügen unbrauchbar sind, schliessen können, dass die Ritter sehr selbständig und von den Fürsten unabhängig geworden waren.

In Fehden und Turnieren, in welchen Beleidigungen, Rechte und Anklagen ausgefochten wurden, weshalb man in dergleichen Absicht angestellte Zweikämpfe, Gottesgerichte genannt, waren nur so schwere Waffen zu gebrauchen.

Wie ungeschickt diese schwere Bewaffnung zu eigentlichen Feldzügen den Ritter machte, welches doch seine ursprüngliche Bestimmung war, beweisst der unglückliche Ausgang der Schlacht der sächsischen Ritter 1425 bei Aussig, gegen die Hussiten. Viele wurden von den Pferden mit widerhakigen Speeren herabgezogen, und mehrere erstickten in den schweren Rüstungen.

Der Waffenrock war ein blosses Staatskleid, welches über den Harnisch gezogen wurde und die Form eines altrömischen Leibrocks (Tunica) hatte. Da die Ritter keine Schilder

mehr trugen, so liessen sie ihre Wappen auf diese Röcke sticken.

Die Herolde, welche nicht selbst in den Turnieren mitkämpften, trugen solche Röcke, und die Heerführer in Schlachten, damit die zu ihren Haufen gehörenden Krieger sie erkannten und sich zu ihnen hielten.

So machte sich der Herzog Anton von Brabant bei der Schlacht von Azincourt 1415 eiligst einen Waffenrock aus dem Panier eines seiner Trompeter, indem er in die Mitte der Fahne ein Loch schnitt und den Kopf hindurch steckte. Diess beweisst, dass der Waffenrock eine ausgezeichnete Kleidung war, die nicht immer und nicht von allen Rittern getragen wurde.

Die Ritter führten in Schlachten — nicht in Turnieren, wo solches nicht nöthig war — an ihren Lanzen Fähnlein, damit ihre Knechte sie in der Schlacht auffinden konnten.

Die Armbrust war zwar auf der zweiten lateranischen Synode, 1139, als eine unchristliche, meuchelmörderische, nur beim Auflauern brauchbare Waffe, verboten, und bloss zur Jagd und im Kriege gegen Ungläubige erlaubt worden; dem unerachtet sieht man aus Götz von Berlichingens eigener Lebensbeschreibung, dass noch im 16. Jahrhundert dieses Ge-

wehr in Fehden geführt wurde. Jedoch war die Armbrust in der Feldschlacht auch ein sehr unbeholfenes Werkzeug, zumal für Ritter, und vertrat in alten Zeiten das schwere Geschütz bei Belagerungen. Die Armbrust und der Bogen war jedoch mehr eine Waffe der Bürger und Fussknechte. Die Schützen mit grössern Armbrüsten (*Balista manualis*) standen in Frankreich unter einen eigenen Anführer, den *Grand-Maitre des Arabalatriers.*

Da die Ritter unter einander mit ihren eigenen Händeln viel zu sehr beschäftigt, und von den Fürsten unabhängig geworden waren, so zeigten sie wenig Lust, in den Kriegen der Könige und Kaiser über die Grenzen ihres Vaterlandes hinauszuziehen.

Um die eroberungssüchtigen Plane auszuführen, mussten die grössern Fürsten auf andere Krieger, als ihre Ritter waren, bedacht seyn und begnügten sich, von diesen Geldbeiträge, zur Werbung von Miethtruppen, zu erlangen.

Nicht die Ritterschaft, sondern die Geldmittel eines Fürsten, durch welche er Soldaten, die nun den Namen Milizen erhielten, anwarb, machten ihn im Kriege mächtig.

Diese Unabhängigkeit, mit welcher die Ritter den Kriegsdienst verweigerten, legte zu-

erst den Grund zum Untergange des Ritterthums, als eines durch Soldaten ersetzten Standes.

Nur noch in Turnieren fand der Ritter Gelegenheit, Heldenthaten auszuüben und sich an einem Schauspiele seiner alten Grösse und Wichtigkeit zu ergötzen. Ein völliges Ende machte dem Ritterthume die Verbreitung des schweren Geschützes, gegen welches der stärkste Ritterharnisch nicht schützte. Die Turniere wurden also auch als Waffenübungen völlig überflüssig; jedoch setzte man sie bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts fort, wozu auch die schweren Rüstungen bisweilen noch gebraucht wurden.

Um dem Volke ein Schauspiel, und sich ein ritterliches Ansehen zu geben, waren leichte Rüstungen ausreichend, und was diese an Gediegenheit verloren, nahmen sie an Zierlichkeit zu. In, spitzbäuchigen Westen sehr ähnlichen, Panzern und, Hauben gleichen, Helmen, stolzirten Junker umher und stachen im Ringelrennen nach ausgestopften Puppen und angemalten Türken. Das Wort Turnier ward in die Benennung Ritterspiel verwandelt, so wie die Sitte selbst, die man damit bezeichnete.

Auch bekamen die Degen und Schwerdter eine veränderte Gestalt durch die Gefässe, wel-

che die feine Hand des Fechters schützen mussten die keinen eisernen Handschuh brauchen und mehr ertragen konnten.

Zuletzt verwandelten sich die glänzenden Harnische völlig in Goldbrocatwesten, die sich so zu den alten Harnischen verhielten, wie die welche sie trugen, an Tüchtigkeit und Kraft sich zu ihren Ahnherren verhalten mochten.

Da jedoch die Turniere so fest in das Leben der Ritter verflochten waren und dazu beitrugen, dass ein Schimmer ihrer alten Herrlichkeit nicht sobald erlosch, als Kaiser und Könige grobes Geschütz und gemiethete, stehende Heere eingeführt hatten, auch der Zweck und die Anwendung mancher hier vorkommender Waffe erst recht verständlich wird, wenn wir zuvor uns mit den Turnieren bekannt machen, so mag vielleicht eine kurze Schilderung derselben hier am Orte seyn.

Wie man Heinrich dem Vogler die Einführung der Turniere und der Turniergesetze hat streitig machen wollen, so hat man auch in Zweifel gezogen, dass die Turniere eine ursprünglich deutsche Sitte sey und daher das Wort Turnier, von dem französischen Worte *tourner* abgeleitet. Allein das Turnieren bestand nicht im Schwenken und Umwenden (*tourner*), was nicht sehr vom Fliehen ver-

schieden gewesen wäre, sondern im beherzten Angreifen. Auch haben die Franzosen ein ihnen selbst eigenthümliches Wort: *jauste*, für das Turnier, welches die Deutschen nicht angenommen haben.

Nach Adelung stammt das Wort aus dem Schwedischen, wo *torna*, was streiten oder fechten bedeutet, her, und turnieren, ist ein in der Volkssprache noch sehr übliches Wort, was so viel wie poltern heisst.

Auch ist man über die Abstammung des Herold — nach einer andern Schreibart Herolt — im Zweifel, ob es von *herod*, *herault*, *araldo* — ein Bote — herkommt, oder ursprünglich deutsch, Ehrhold, heisst, und letzteres scheint sehr wahrscheinlich.

Da wir in unserer eigenen Sprache die Wurzeln für diese Benennungen finden, so ist der Turniergebrauch wohl auch ursprünglich eine deutsche Rittersitte. Es ist nicht zu leugnen, dass das Ritterthum bei den Franzosen eine sehr romantische Ausbildung bekam, dass es noch im 16. Jahrhunderte bei diesem Volke in sehr grossem Ansehn stand und, im edelsten Sinne des Wortes, noch ritterliche Helden auftraten, wozu wir als Beweis blos Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, welcher 1524 in einem Gefechte gegen die Oesterrei-

cher im Thale Aosta blieb, anzuführen brauchen. Diess französische, sich lang erhaltende Ritterthum, fand in spätern Zeiten Nachahmung in Deutschland, so dass bei den Turnieren unserer Ritter im 16. Jahrhunderte französische Benennungen und Gebräuche eingeführt wurden.

In ältern Zeiten ging eine Einladung des Wirths den Turnieren voraus, in spätern Zeiten aber noch eine Ausforderung, welche in der Behauptung eines Rechts, einer Anklage, oder, bei festlichen Turnieren, zur Lust gehalten, einer Behauptung zur Ehre der Dame bestand, von welcher man zum Ritter gewählt worden war; als z. B. dass sie von Keiner an Tugend und Schönheit übertroffen werde und ein Ausbund aller Vortrefflichkeit sey. Auch waren die Behauptungen oft allgemeiner und sehr spasshaft; z. B. ob Amor ein Schelm sey und den Strang verdient habe. Beispiele dieser Art findet man bei Rüxner. Die Herolde hatten dabei verschiedene Verrichtungen; als, die Ausforderungen vorzulesen; die Wappen der Ritter zu prüfen, ob die Kämpfer turnierfähig wären. Wer sich, ohne die erforderliche Ebenbürtigkeit einschlich, oder gegen die Turniergesetze gehandelt und sich entehrt hatte, wurde vom Pferde gehoben und musste auf

den Schranken reiten. Die Ehrenholde, welchen die Adelsprobe oblag, hiessen Wappenkönige.

Die Grieswärtel hatten das Amt die Seile durchzuhauen, welche die Parteien trennten und darauf zu achten, dass die Kämpfer inne hielten, wenn einer gestürzt oder an seiner Rüstung etwas auszubessern war. So war es auch die Pflicht des Siegers, sogleich die eine Hand in die Höhe zu halten, um zu zeigen, dass er zu kämpfen inne halte. Die Verrichtung der Grieswärtel war die der Secundanten bei Duellen. Die Turniervoigte waren die Kampfrichter und hatten zu entscheiden, wer den Dank verdient, welchen der Sieger aus der Hand seiner Dame empfing und der gewöhnlich in einem Kleinode, als z. B. Ring, Agraffe u. dgl. bestand. Bisweilen wurden die Damen selbst zu diesen Ehrengerichten gezogen, als Beisitzerinnen.

Auch hatten die Ehrholde Gehülfen, welche Persevanten (*Poursuivants*) genannt wurden.

Diejenigen, welche Behauptungen aufgestellt und Ausforderungen hatten ergehen lassen, hiessen die Aventurierer; die andern, welche die Gegenpartei ergriffen, wurden Mantenatores genannt.

Die Parteien der Kämpfer unterschieden

sich durch Farben und Sinnbilder, welche sie auf den Helmen trugen.

Statt der Federn wurden bei Turnieren gewöhnlich solche Sinnbilder aufgesteckt, oder Helmdecken, eine bunte, ausgezackte Kappe, über die Helme gelegt, an welchen man erkennen konnte, zu welcher Partei sich der Ritter hielt.

Die Helme und Wappenschilde wurden mehrere Tage zuvor zur Schau ausgestellt und die Damen wählten sich danach ihre Ritter, und gaben ihre Wahl auf die Weise zu erkennen, dass sie mit der Hand dessen Schild berührten, den sie sich gewählt hatten.

Nachdem nun die Turniervoigte ihre Aemter angetreten hatten, so wurden die Parteien in gleiche Theile getheilt, wenn nach alter deutscher Weise blos um den Dank geturnt wurde, ohne eine Behauptung zu verfechten. Es gab da auch keine Aventurierer noch Mantenatores, sondern die Ritter wurden nach den Helmen gezählt und in gleiche Parteien getheilt.

Nach diesen Vorbereitungen ritt jede Partei in ihre Schranken auf dem Turnierplatze feierlich ein. Die Frauen und greisen Ritter bestiegen die mit Teppichen prangenden, erhöhten Sitze. Die Grieswärtel liessen zum

Kampfe blasen, die Seile, welche die Parteien trennten, wurden durchgehauen, und der Kampf begann.

Das Turnier war ursprünglich in Deutschland ein Zweikampf zu Pferde, denn ein Ritter zu Fuss war kein Ritter mehr. Als die schweren Rüstungen im 14. Jahrhunderte aufgekommen waren, in welchen Mann und Ross nur geradeaus sich bewegen konnten und das Ausweichen schon ein Fliehen gewesen wäre, ritt man zwischen drei hölzernen Schranken, Planken genannt, die nicht breiter von einander entfernt waren, als man zur Bahn eines Pferdes brauchte, auf einander mit eingelegter Lanze los, und oft stürzten beide Ritter, bisweilen nur einer, vom Pferde, oder die Lanzen zersplitterten vom Stosse am Brustharnische des Gegners. Es waren nämlich zwei Bahnen oder Schranken, dicht neben einander, so dass jeder von den beiden Streitern in einer Schranke ritt.

Diese Waffenübung wurde am ersten Tage des Turniers vorgenommen.

Am zweiten Tage des Turniers wurde ein Gesteche gehalten, in welchem auf einem freien Platze die Ritter auf einander losrannten und mit ihren Lanzen einander aus dem Sattel zu heben suchten. Die Franzosen nannten diess

jauste en foule, woher wohl die deutsche Benennung: „in die Folia," herkommt, was dasselbe bedeutete. Bei diesem Rennen in Folia kam auch das Schwerdt wieder in Gebrauch, und man suchte einander die sinnbildlichen Figuren, die auf den Helmen getragen wurden, und die Kleinodien, welche die Ritter an goldenen Ketten und Bändern sich um den Hals gehangen oder an Armen und Beinen befestigt hatten, gewöhnlich aus Medaillons, gestickten Binden und dergleichen Andenken verehrter Frauen bestanden, abzuhauen.

Es war eine grosse Ehre, seine Kleinodien erhalten und die vieler Anderer erobert zu haben.

Als im 16. Jahrhunderte die Heere grösstentheils aus gemiethetem Fussvolke bestanden, welche Milizen, auch Landsknechte genannt wurden, machte man sich mit diesen, nach gehaltenen ritterlichen Turnieren, eine Kurzweil und liess von ihnen kriegerische Schauspiele aufführen. Das Fussvolk hatte ein solches Uebergewicht erhalten, dass die Reiterei, zumal auf Art der ritterlichen Bewaffnung, nur noch ein kriegerischer Luxus war, und die Fürsten und Heerführer allein sich noch, und nur mehr zum Staat als Nutzen rüsteten.

Diess veranlasste die Edelleute, sich im

Fechten zu Fuss, auf Art der Landsknechte. zu versuchen, und diese Waffenübungen wurden Fussturniere genannt. Eins der prächtigsten Turniere dieser Art hielt Karl V. zu Binz in den Niederlanden am 24. August 1549. Diese Fussturniere bezeichnen den gänzlichen Verfall des Ritterthums, mit welchen denn auch der letzte Schein der Bedeutung dieses Standes verschwand.

Die Fürsten unsers Vaterlandes zeichneten sich schon im Mittelalter in Turnieren aus, und in spätern Zeiten erhielt sich noch die Sitte des altritterlichen Turniers, durch Churfürst August I. in Sachsen.

Schon im 12. Jahrhundert wurden in Sachsen Turniere gehalten, und da einst sechszehn Ritter das Leben dabei verloren, so sprach der Erzbischof zu Magdeburg, Wichmann, den Bann über alle aus, welche Turniere veranstalten oder beiwohnen würden. Demunerachtet wurden Turniere gehalten und Conrad, Markgraf Dietrich's von Meissen Sohn, blieb 1175 in einem Turniere. Wegen dieses Ungehorsams verweigerte der Bischof dem Sohne des Markgrafen das Begräbniss in der Kirche auf dem Petersberge, welches jedoch noch, auf fussfälliges Bitten der Anverwand-

ten, gestattet wurde. Auch im Jahre 1227 wurde ein Turnier zu Merseburg gehalten

Heinrich der Erlauchte, Landgraf in Thüringen und Markgraf in Meissen, that sich in Turnieren hervor, und veranstaltete ein prächtiges Turnier zu Nordhausen im Jahre 1265.

Ein Baum mit silbernen Blättern und goldenen Früchten war neben den Schranken aufgepflanzt, und wer an seinem Gegner die Lanze zerbrach, erhielt zum Danke ein silbernes Blatt und wer seinen Gegner vom Pferde rannte, bekam eine goldene Frucht. Dem Turniere folgte stets ein Festgelag und Tanz.

Alsdann veranstaltete der Landgraf in Meissen ein Turnier, bei welchem aber mehrere Ritter ums Leben kamen und viele Zuschauer im Gedränge erdrückt wurden.

Markgraf Friedrich der Ernsthafte hielt 1330 ein Turnier zu Pegau, wobei er selbst an einem Theile seines Leibes, durch einen Lanzenstoss, gefährlich verwundet wurde.

Der Churfürst August I. erhielt in mehr als funfzig Turnieren, die in schweren Waffen nach alter Art gehalten wurden, den ersten Dank und ward nur fünf Mal besiegt. Die Bibliothek in Dresden besitzt drei Turnierbücher von sächsischen Fürsten: das eine von

Johann, das andere von Johann Friedrich und das dritte von Churfürst August I., in welchen, sehr mittelmässig, von dem Hofmaler Heinrich Goedig die Ritterthaten dieser Fürsten abgebildet sind.

Eine gründlichere und vollständigere Belehrung als hier zu geben möglich war, findet der, welcher mehr zu wissen verlangt, in Joh. Ludw. Klüber Noten zu der Uebersetzung des Werks über das Ritterwesen von Sainte-Palaye, Rüxners Turnierbuche hinsichtlich späterer Gebräuche, und in Adelungs deutschem Wörterbuche, durch die Erklärung der beim Ritterwesen vorkommenden Benennungen.

Was man mühsam aus vielen Büchern zusammenlesen muss, hat Büsching in seinen Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen bequem geordnet, sich hauptsächlich an Saint-Palaye gehalten und mit Beispielen aus deutschen Heldengesängen belegt, nur dass er auf die Holzschnitte in Rüxners Turnierbuche, wo eine Platte oft zu ganz verschiedenen Darstellungen immer wieder abgedruckt ist und die Ritter antikisirt dargestellt sind, einen zu grossen Werth setzt, kann irre führen. Was die Sagen und Gesänge anbelangt, so mag man aus ihnen die im Ritterthume liegende Idee reiner als in der Geschichte erkennen, wie denn

immer Geschichte und Dichtung einer Zeit, ein Gesammtes ausmachen, das in der Anschauung zum Ganzen werden muss. Es würde eben so einseitig seyn, sich blos an Thatsachen zu halten, ohne in die Idee einzudringen, als es einseitig wäre, die Begebenheiten nach dem idealen Gepräge der Dichtung sich vorzustellen. Geschichte und Dichtung verhalten sich wie Reales und Ideales, wovon jenes dieses einschliesst, jenes aber im Umfange von diesem liegt.

Nach vorhergegangenem kurzen Abrisse des Ritterthums und der Turniere wird der Beschauer leicht die Bestimmung der hier aufgestellten Waffen und die Epochen erkennen, welchen sie angehören.

Als Thürstück ist über dem Eingange dieses Saales ein silberner Harnisch mit einem Helm von schöner niallirter Arbeit aufgestellt, und zu beiden Seiten desselben sind zwei Heroldstäbe angebracht als Verkündiger des Ritterthums, welches unsere Phantasie in der eisernen Schaar, die sich den Saal entlang aufstellt, in vormaliger Kraft, Kühnheit und Herrlichkeit erblickt.

Die ältesten Klingen der Sammlung sind an den Pfeilern am Eingange dieses Saales befestigt.

Die wir zuerst betrachten, ist ein französischer Degen. Er scheint zur Wehr gedient zu haben, wenn man ohne andere Waffen ging, und das zu seyn, was die Deutschen eine Hauswehr nannten. Daher ist die Hand noch durch schön geflochtne Bügel, welche gebogene Zweige vorstellen, geschützt.

Wir können nicht umhin, auch bei dieser Gelegenheit wieder, Künstlern und Handwerkern zu empfehlen, Formen aus der Natur, für Geräthschaften zu entlehnen, um solche zweckmässig zu formen und sinnvoll zu verzieren, denn der Mensch, dem noch keine künstliche Mittel zu Gebote stehn, ergreift zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gewiss das Zweckmässigste, was ihm hierzu die Natur darbietet. Der alte Waffenschmidt, welcher den Bügeln dieses Degengriffs die Form von Zweigen gab, ist daher als ein sinnvoller Künstler zu loben, denn es giebt gewiss kein einfacheres und natürlicheres Mittel die Hand gegen Hiebe zu schützen, als sie mit Zweigen zu umflechten.

Auf der einen Seite der Klinge stehen die Worte, in welchen sich ein ritterlicher Sinn ausspricht, der Gott und eigner Kraft vertraut, *Espocr en Diev* 1243 auf der andern Seite *En toi moi fie* 1243.

So ist's auch recht, der Ritter baut seine

Hoffnung auf Gott, und verlässt sich dann auf seine gute Klinge.

Am zweiten Pfeiler ist ebenfalls ein alter Degen oder Hauswehr. Der Griff hat blos die Kreuzesform. Auf der Klinge befindet sich die Jahrzahl 1379.

Am dritten Pfeiler auf der Fensterseite, eine Klinge mit der Jahrzahl 1468. Dass der Griff neu ist, verräth sich sogleich.

Am mittlern Pfeiler zwischen den Fenstern ist ein grosses Ritterschwerdt aufgehangen. Es wurde im Welfisholze in der Erde aufgefunden, und von dem Grafen Johann Georg zu Mannsfeld dem Churfürst August I. zum Geschenk gemacht.

Also schon im 16. Jahrhundert wurde dieses Schwerdt als ein merkwürdiges Alterthum betrachtet. Auf der Klinge steht:

Vor Vinters tet er Hohgemvt
Lagarz deheine uz er rvt.

(Vor Winters thut er hochgemuth
Lagernd daheime aus er ruht.)

Erinnern diese Worte nicht an die, welche Göthe dem Heldengeist in den Mund legt:

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh,

auf der andern Seite der Klinge steht folgender Vers:

Chvnrat vil verder Shenke
Hie bie dv mir gedenke.

(Conrad viel werther Schenke!
Hierbei du mein gedenke.)

Der Vorplatz zu dieser Gallerie ist mit einem aus Degen gebildeten Gehege eingefasst. Wir müssen auf einige Degen, mit trefflich verzierten Griffen, die in diesem Geländer angebracht sind, aufmerksam machen.

Besonders verdienen einige von Eisen, auf welchen Gefechte, biblische Geschichten, und dergleichen in Basrelief vorgestellt sind, als Meisterwerke unsere Aufmerksamkeit. Die alten Verzeichnisse nennen sie gehauene Arbeiten, worunter wohl ciselirte Arbeiten zu verstehen sind. Dem Anschein nach sind diese Degengriffe gegossen, doch würde es fast unbegreiflich seyn, wie man damals das Eisen zu solcher Flüssigkeit bringen konnte und noch jetzt grosse Schwierigkeit haben.

Der erste Ritter in der Schaar der Harnische, ist von einer sehr edlen Gestalt, er macht daher billig den Anfang in dieser Reihe, wenn auch diese Rüstung nicht unter die ältesten gehört.

Doch gehört sie auch nicht einer so neuen Zeit an, in welcher der Harnisch blos zu einem Staatskleide ausgeartet war.

Neben diesem Harnisch steht ein anderer, blos mit Helm und Armzeug, von getriebener Arbeit und vergoldet, an welchem man leicht die Verschiedenheit der Bestimmung und Zeit von jenen erkennt. Dieser ist ein Geschenk eines Herzogs von Savoyen und wurde am 6. Januar 1619 aus der Kunstkammer in die Rüstkammer versetzt, woraus man schliessen kann, dass er noch aus dem 16. Jahrhundert abstammt, vorerwähnte ritterliche Rüstung aber älter ist, und wohl ihren Ursprung im Ende des 15. Jahrhunderts haben könnte.

In dem ersten Felde hinter diesen Harnischen ist ein riesenhaftes Schwerdt aufgehangen, welches bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen wurde.

Die darauf folgende schwarze Rüstung mit goldener Einfassung trug Stellanus von Holzendorf, als er das Trauerross bei dem Begräbniss Churfürst August I. ritt.

Wir übergehen mehrere neuere Harnische und Rüstungen, und verweilen bei den schönen Schwerdtern und Degen im siebenten, achten und neunten Felde, unter welchen sich viele durch prächtige Griffe auszeichnen.

Bemerkenswerth sind einige reich verzierte Harnische, von punktirter Arbeit, wodurch sie eine eisengraue Farbe bekommen haben, auf welcher sich die erhobenen und vergoldeten Verzierungen vortrefflich ausnehmen; aber auch gleich verrathen, dass sie blos zum Staate dienten und zum Kampfe unbrauchbar sind.

Vor allen ist aber wegen der meisterhaften Arbeit, die Rüstung Nr. 316 zu bewundern.

Anton Weck erwähnt dieser Rüstung in seiner Beschreibung der Stadt Dresden, und sagt: dass solche 10,000 Thlr. gekostet hätte und bei dem Leichenbegängniss Christians II. gebraucht wurde.

Kayssler erzählt in seinen Reisen, dass diese Rüstung von Churfürst Christian I. zu Augsburg für 14,000 Thlr gekauft worden wäre, und Herr v. Stetten vermuthet in seiner Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg, dass diese Rüstung ein Meisterwerk des berühmten Helmschmidts Kolmann sey, welcher um jene Zeit zu Augsburg lebte.

Auf dem Harnische des Pferdes sind die Thaten des Herkules abgebildet, und die Medaillons, in welchen diese Basreliefs sich befinden, mit reichen, erhobenen Verzierungen umgeben.

Auf der Rüstung des Reiters sind in kleinen Medaillons folgende Scenen; der Zug der Argonauten, Jason mit dem goldenen Vliesse, Theseus, der sich von Ariadne's Seite, welche schlummernd auf der Erde ruht, hinweg schleicht und die Eroberung von Troja vorgestellt.

Diese Sammlung besitzt einen grossen Schatz von Waffen, in meisterhaft getriebener Arbeit.

Um den Leser und das Gedächtniss des Beschauers nicht zu ermüden, heben wir nur die vorzüglichsten Gegenstände dieser Art hervor.

Nr. 385. Ein Helm mit Reitern und Masken verziert und eben so auch der dazu gehörige Schild, auf welchem ein Sieger vorgestellt ist, dem Frauen die Schlüssel einer Stadt, und knieende Bürger Geschenke überreichen.

Nr. 413. Ein eisernes Schild mit geätzter Arbeit. Es sind darauf Thiere, Laubwerk und andere Verzierungen künstlich verschlungen und in der Mitte erhebt sich in halber Figur Judith mit dem Haupte des Holofernes. Dieses Schild erhielt Churfürst Christian I. 1586, also beim Antritt seiner Regierung, von dem Herzog von Florenz zum Geschenk.

Das alte Rüstkammerverzeichniss sagt aber nicht, ob Franz I. der Gemahl der schönen und verrätherischen Bianca Capello, der in

diesem Jahre an Gift starb, was für seinen Bruder gemischt war, oder sein Nachfolger Ferdinand I., dem Churfürsten mit diesem Kunstwerke beschenkte.

Nr. 420. Ein rundes Schild mit halb erhobenen Figuren. Eine Siegesgöttin hält einen Kranz über das Haupt eines Helden, welcher den fliehenden Feind verfolgt. Es ist dieses Schild ein Geschenk des Kronmarschall Muizneck. Um das Schild steht folgende Inschrift: *Niger bellator Lesco trucidat Jazyages capiti fert diadema polog: contra hostem Michael Dux caelitg: arma ministrat una stelit quimino gloria parta Duce septimo ense* 1289.

Nr. 388. Ein Helm in antiker Form mit darauf in Basrelief abgebildeten Nereiden, verdient wegen des edlen grossartigen Styls der Figuren besondere Aufmerksamkeit.

Es war dieser Helm, so wie das unter gleicher Nummer aufgeführte, doch nicht dazu gehörige Schild, welches einen weniger trefflichen Künstler verräth, im Besitz des Hauptmanns Holzhammer, aus dessen Sammlung mehrere Waffen in dieses Museum übergingen. Der Helm scheint von einem vorzüglichen italienischen Meister gearbeitet zu seyn, und erinnert durch den grossartigen Styl der Figuren an die Werke des Bildhauers Baccio Bandinelli.

Auf dem Schilde ist, dem alten Verzeichnisse zu Folge, Simson, der den Löwen erwürgt, vorgestellt; doch möchten wir diese bildliche Darstellung eher für eine That des Herkules, der den Nemäischen Löwen erdrückt, halten.

Zuletzt machen wir noch auf ein Schild aufmerksam, welches Churfürst Christian I. 1589 zum Weihnachtgeschenk von seiner Gemahlin erhielt. Es ist von allen das am reichsten verzierteste.

Die Form dieses Schildes ist oben breit und läuft unten spitz zu. In der Mitte ist ein Medusenhaupt. Um diese Maske herum sind vier Medaillons vertheilt, in welchen David, Minerva, Mars und Judith vorgestellt sind. In den Räumen zwischen den vier Medaillons sind zwei Göttinnen des Friedens mit zwei Oelzweigen in den Händen, und zwei gefesselte Krieger angebracht, wodurch der Künstler allegorisch sagen wollte, dass der Frieden den Krieg fessle.

Damit aber kein Plätzchen unbenutzt bleibe, ist der kleinste Raum noch mit Fruchtgehängen, Schleifen und dergleichen Verzierungen ausgefüllt. Es würde diese Arbeit in Eisen dem geschicktesten Goldschmidt Ehre machen.

Die folgenden Rüstungen und Waffen ge-

hören einer neuern Zeit an, und die beiden letzten in dieser Reihe, wurden bei der Nachahmung eines Turniers 1719 von dem General Grafen Baudizin, der dabei die erste Quadrille und dem Ober-Kammerherrn Grafen Vitzthum, der die zweite Quadrille anführte, getragen.

Die Rüstung des Grafen Baudisin scheint jedoch aus älterer Zeit abzustammen und nur bei diesem Feste wieder gebraucht worden zu seyn.

Dieses neue und vielleicht letzte Ritterspiel in eisernen Rüstungen hat die meisten, welche sich in dieser Sammlung befinden, um ihre frühern Namen gebracht, indem die Cavaliere, welche daran Theil nahmen, auf alte Rüstungen kleine, mit ihren Wappen gemalte Bleche heften liessen.

Der Unterschied der alten und neuen Zeit ist recht anschaulich, wenn wir unsern Blick zu den beiden alten Turnier-Rüstungen wenden, die uns am Ende dieses Saales entgegenreiten.

Zufolge einer Nachricht, welche das alte Rüstkammerverzeichniss giebt, soll Churfürst August I. zu Sachsen, mit einem Erzherzog von Oesterreich im Jahre 1557 gehaltenen Scharfrennen, die Rüstung Nr. 157, der Erz-

herzog aber die andere Nr. 158 getragen haben, und Letzterer wäre durch Ersteren beim Zusammenrennen so derb getroffen worden, dass er vom Pferde gefallen sey, jedoch hätte Churfürst August ebenfalls einen so starken Stoss von seinem Gegner bekommen, dass er sich nicht hätte auf dem Pferde erhalten können.

Diese Sage wird um so unwahrscheinlicher durch den Namen des Erzherzogs, welcher Albrecht geheissen haben soll.

Dass August in schweren Rüstungen turnierte, erzählen seine Lebensbeschreiber und so wollen wir an einige Versuche, in schweren Rüstungen zu kämpfen, glauben, müssen aber zweifeln, dass er zu seiner Zeit viele Ritter fand, die mit ihm ein dergleichen Wagestück zu bestehen Muth hatten, und unhöflich genug gewesen wären.

Vielmehr vermuthe ich, dass diese schweren Rüstungen, wovon jede weit über einen Centner wiegt, nicht für August und einen Erzherzog, sondern für Ritter in einer frühern Zeit gefertigt wurden, was dadurch noch bestätigt wird, dass die Biographen August's selbst sagen, er sei in Rüstungen älterer und schwererer Art, als die seiner Zeit, zu turnieren im Stande gewesen.

Was die Rüstung Nr. 158 anbelangt, so ist es höchst unwahrscheinlich, dass solche für einen Oesterreichischen Prinzen gefertigt wurde, da die französischen Bienen darauf angebracht sind.

Es bestehen diese Rüstungen in einem Rücken- und Brustharnische. An diesem ist ein starker Haken in der rechten Seite befestigt, unter welchem das hintere Ende der Lanze eingelegt wird. Denkt man sich die Lanze als einen Hebel, so ist hier der Punkt der Ruhe, der Punkt der Kraft, in der Mitte der Lanze, wo die Hand hinter der Brechscheibe den Schaft fasst, und der Punkt der Last ist an dem mit Eisen beschlagenen vordern Ende.

Nur auf diese Weise war es dem stärksten Manne möglich, die schwere Lanze leicht unp mit einer Hand zu bewegen.

Der Helm ist von starkem Eisen, und das Visir hat sehr kleine Oeffnungen zum Athmen und Sehen; jedoch ist letzteres nur geradeaus möglich. Wenn man sich erinnert, auf welche Weise in ältern Zeiten turniert wurde, so begreift man, dass die Ritter nur geradeaus zu sehen brauchten.

Auch sind die Visire nach vorn spitz zu-

laufend, damit, wenn ja ein Stoss dahin gerichtet wäre, solcher abgleiten könnte.

Anstatt des eigentlichen Schildes, dessen die Ritter sich im 14. Jahrhunderte bei Kämpfen nicht mehr bedienten, war ein breites Eisen an dem Brustharnische selbst befestigt, welches den linken Arm, die Halsberge und den Bart des Helms deckte. Dieser Theil der Rüstung, welcher das Schild völlig ersetzte, und auch Schild genannt werden kann (nur muss man darunter kein solches verstehen, welches ins besondere Tartsche genannt und in der linken Hand getragen wurde und eine solche Grösse hatte, dass es den halben Mann bedeckte), war bei Turnierrüstungen, wie wir hier vor uns sehn, noch mit einer starken hölzernen Decke überzogen, damit die prallenden Lanzenstösse noch gemässigt wurden.

An beiden Seiten des Sattels hängen starke eiserne Schilde, welche die Oberschenkel schützten. In dem alten Rüstkammerverzeichnisse werden diese Streiftartschen genannt.

Die Unterschenkel sind durch Stiefel von Kupferblech verwahrt.

Dass jene starken Eisen, welche die Oberschenkel deckten, nicht an den Beinen getragen wurden, sondern an den Satteln hingen, sieht man in den bereits angeführten Turnierbüchern

der Sächsischen Churfürsten, besonders deutlich an den Bildern, welche einen stürzenden Ritter vorstellen. Man wird gewahr, dass sie keine Harnische an den Beinen, sondern Beinkleider von einem bunten Stoffe bei Turnieren trugen.

Bei der schweren Bewaffnung dieser Ritter aber, sind ausser den Streiftartschen, die Schenkel noch besonders geharnischt.

Diese Streiftartschen machten eine andere Weise des Sitzes nöthig, als jetzt die Reiter zu sitzen pflegen. Die Festigkeit des Sitzes beruhte nicht auf dem starken Anschliessen der Schenkel und Knie an den Sattel (der Schluss), sondern darin, dass man die Beine ganz gerade und vorwärts ausstreckte und sich mit den Füssen fest in die Steigbügel, hinten aber, an den hohen Rand des Sattels anstemmte.

Recht deutlich sieht man diese Weise zu reiten an Martin Schöngauers Kupferstich, welcher den heiligen Georg vorstellt und an allen alten Siegeln unter Lehnbriefen zu Rittergütern.

Da man im Turniere und überhaupt keine schnellen Wendungen mit den Pferden machen konnte, weil sie an der Last des geharnischten Reiters und an den Harnischen, womit sie selbst bedeckt waren, schon schwer zu tragen hatten, so lenkte man die Rosse auch nicht durch den

Druck der Schenkel und Haltung des Oberleibes, sondern blos mit dem Zügel.

Wenn man die eisernen Kronen der Lanzen betrachtet, welche um die Säulen neben diesen beiden Rittern stehn, so überzeugt man sich, dass die alten Turniere keine Ritterspiele, sondern voller Ernst waren, und zum Unterschied sind Lanzen, welche bei Ringelrennen und Ritterspielen in späterer Zeit dienten, nicht weit davon angebracht.

Die alten schweren Lanzen waren von zweierlei Art, entweder vorn mit einer starken eisernen Spitze wie diese, oder einem breiten Eisen, welches eine Krone genannt wurde, und den Polzen der Armbrüste gleich, beschlagen.

Erstere Art diente zu den sogenannten Scharfrennen, um den Harnisch sammt den Gegner selbst zu durchbohren; die andere Art war dazu, wenn man blos zum Schimpf turnierte, das heisst, einander zum Scherz vom Pferde zu rennen suchte, was jetzt für einen unhöflichen Spass gehalten würde.

Wir machen am Schluss dieses Saals noch auf das Beschläge eines Schildes aufmerksam. Wie bekannt, waren die Schilder, deren Form und Gebrauch wir in der Einleitung zu diesem Saale ausführlich besprochen haben, von ge-

flochtenen Weidenzweigen, Leder oder Holz, und dann auch mit Eisen beschlagen und auf dieses Beschläge wurden wieder Wappen gemalt oder eingegraben.

Dieses Beschläge hier ist von so auffallender Art, dass es wohl eine genauere Betrachtung der Alterthumsfreunde verdient. Die Vergoldung ist bei der Reinigung völlig verloren gegangen, da sie schon sehr durch Rost zerfressen war, der das Ganze zu zerstören drohte.

Es stellt diess Beschläge ein Ungeheuer vor, welches einem Löwen gleicht. Die Mähnen dieses Thiers sind flammenförmig, wie wir dergleichen Löwen an Gebäuden aus dem 10. Jahrhundert finden, denn die gekämmten und an den Spitzen der Haare klein gelockten Mähnen kommen erst in Bildhauereien eines spätern Zeitalters vor.

Wir erinnern noch daran, dass in alten Zeiten der Löwe das Sinnbild der erzeugenden Kraft also auch der Sonne war, und dass man ihn wahrscheinlich deshalb mit flammenförmigen Mähnen abbildete. Hiernach lassen wir nun die Geschichtskundigen entscheiden, ob wir nicht diesem Ueberreste eines alten Schilds, ein sehr hohes Alter beilegen dürfen.

Zweite Gallerie

Beim Eintritte in diese Gallerie, welche kriegerische Waffen enthält, zeigt sich nicht die heitere Pracht, die uns aus den ritterlichen Waffen anstrahlt.

Ein völlig von den ritterlichen Waffen verschiedener Charakter wird beim Anblick und noch mehr bei näherer Betrachtung der einzelnen Waffen, die zum Kriegsdienste bestimmt waren, bemerkbar.

Der freie Ritter, welcher dem Aufgebote seines Fürsten in die Schlacht zur Vertheidigung des Vaterlandes oder in eigener Fehde kämpfte und der, welcher im Turnier um den Dank warb, focht mit andern Waffen und Gesinnungen als der Söldner.

Der Erfindung des Schiesspulvers hat man die Umwandlung der Staatenverhältnisse und

des Heldenthums zugeschrieben, allein man hätte mit mehr Recht diese Wirkungen der Einführung gemietheter stehender Heere zuschreiben können; denn erst als man die Schicksale der Völker durch eingeübte Armeen entschied, wurden Feuergewehre im Kriege brauchbar, auf welche man weder Ritter, die einzeln nach jedem Feldzuge heimkehrten, noch Landsknechte, welche oft mitten im Kriege ihren Abschied nahmen, sich anderwärts anwerben liessen und wieder zerstreuten, einüben konnte und obwohl schon im 14. Jahrhunderte Feuergewehre im Kriege gebraucht wurden, so bestand doch die Artillerie selbst zahlreicher Heere noch im Anfange des 16. Jahrhunderts aus nicht sehr vielen Stücken, welche von besonders dazu gemietheten und eingeübten Leuten geladen und losgeschossen wurden, welche man Büchsenmeister nannte.

Der Ritter kämpfte für seine Ehre und bestrebte sich daher im Kampfe hervorzuthun, weshalb auch seine Waffen, wie wir bemerkt haben, mehr auf den Kampf von Mann gegen Mann eingerichtet, als auf eine Schlachtordnung berechnet waren. Deshalb konnte man die Ritter auch nicht dazu bringen, in ganzen Massen zu kämpfen, und Montluc, der im 16. Jahrhundert lebte, eiferte vergeblich für

die Einführung der Abtheilung der Reiterei in Escadrons, was sich mit Rittern nicht ausführen liess.

Dahingegen waren die Waffen des Soldaten im 15. und 16. Jahrhunderte von der Art, dass nur mehrere zusammen sich gegenseitig vertheidigen und mit Nachdruck angreifen konnten.

Die Waffen der Landsknechte bestanden in Spiessen, Schwerdtern, kleinen runden Schildern, Helmen ohne Visir und Harnischen.

Wir sehen dergleichen Waffen in Menge hier vor uns. Da die Reiterei den geschlossenen Haufen des Fussvolks mehr schrecklich als gefährlich war, wenn sie sich nicht auseinander sprengen liessen, so musste man auf Waffen bedacht seyn, durch welche dem geharnischten Ritter, auch in Ermanglung der Feuergewehre, schon in einiger Entfernung beizukommen wäre, und die gefährlichste Waffe dieser Art ist der Panzerstecher, wie wir hier an der ersten Wand mehrere sehen. Es sind drei bis vier Ellen lange, dünne, sehr spitze, mehrschneidige Klingen, welche denen der Stockdegen völlig gleichen und welche in die engen Zusammenfügungen der Rüstungen eindringen konnten und weit leichter zu handhaben waren, als die Spiesse.

Eine andere Art von trefflicher Waffe für das Fussvolk war, wenn es zum Handgemenge kam, ein kurzes Schwerdt, welches die Böhmen Zisacke nannten. Wir sehen eine ziemliche Anzahl im zweiten Felde dieser Gallerie, welche wahrscheinlich in den Hussitenkriegen erobert wurden.

Die Streithämmer waren eine Waffe der Reiterei, womit sie sich gegenseitig erst Stücke der Rüstung vom Leibe zu reissen, und dann diese Blössen des Gegners zu benutzen suchten, was im Turnier unerlaubt gewesen, und von den Ehrholden nicht wäre gestattet worden.

Die Unüberwindlichkeit des Fussvolks bestand in den geschlossenen Quarrés, wogegen man später, bei Angriffen solcher Stellungen des Fussvolks in Vierecke, Fussvolk in Dreiecke aufmarschieren liess, wozu wohl Winkelried's heldenmüthiges Beispiel veranlasst haben mag, welcher in der Schlacht bei Sembach den Feinden entgegenging, mehrere Spiesse der ersten Reihe zusammenfasste, dass darin eine Lücke entstand, in welche die Schweizer eindrangen. Eine bildliche Vorstellung von der Schlachtordnung des Fussvolks und ihrer Weise zu fechten, sieht man auf dem Harnische eingegraben, welcher nächst dem Eingange zu dieser Gallerie aufgestellt ist.

Die aus freiwilligen, auf eignen Ruhm bedachten Rittern bestehende Cavalerie, vermochte nichts gegen ein so eingeübtes Fussvolk auszurichten und man sah bald ein, dass eine Cavalerie, welche in Masse zusammenhielt wie die Haufen des Fussvolkes, in Schlachten von dem grössten Erfolge seyn müsste, worauf aber nur auf längere Zeit gemiethete Reiter eingeübt werden konnten.

Es wurden daher die Ritter zuletzt nur noch zu Geldbeiträgen aufgeboten und auch eine Cavalerie gemiethet.

Wer in die Kriegshaufen eintrat, musste sich als ein Glied eines Ganzen, nicht als ein selbständiges Individuum betrachten und so verschwand der Heldenmuth, die Kraft des Einzelnen in den Schlachten der Heere, die der Verstand und Wille des Feldherrn, als Seele des Ganzen, lenkte, dessen Haupt aber nun auch ganz allein der Sieg mit Lorbeer krönte, der aber jedoch die Schmach des Verlustes, auf Viele ihm Untergebene, wälzen konnte. Dass diese veränderte Kriegführung eine gänzliche Aenderung der Gesinnung herbeiführen musste, war unvermeidlich. Der Fürst, welcher gewöhnlich auch Feldherr war, ragte nun über alle empor und gegen ihm verschwanden die Untergebenen.

So sehen wir auch hier eine Reihe von Fürsten vor uns in den Rüstungen, die sie wirklich in Feldzügen, oder doch als Feldherrn ihrer Armeen trugen.

Diese Rüstungen sind gewissermassen als Portraitstatuen zu betrachten, welche das Charakteristische der Gestalten, wenn auch nicht die Gesichtszüge und feinern phisiognomischen Merkmale zeigen.

Da diese Rüstungen als Denkmale zu betrachten sind, so wurden in der Nähe eines jeden, dessen eisernes Bild wir hier erblicken, auf seine Thaten und Schicksale bezügliche Gegenstände aufgestellt.

In der ersten Rüstung erblicken wir Georg den Bärtigen und ihm gegenüber an der Säule Thomas Müntzers Schwerdt.

Es wurde diese Waffe vormals im grünen Gewölbe aufbewahrt, und viele alte Zeugnisse sprechen für ihre Aechtheit.

Man erinnert sich aus Georgs Leben, dass er dem, auch in Thüringen ausgebrochenen Bauernaufstand durch kräftiges Einschreiten ein Ende machte.

Es ist hier wohl am Orte, einiges über dieses wichtige Ereigniss und über Thomas Müntzer anzuführen.

Er war aus Stollberg gebürtig; sein Vater

soll wegen eines Verbrechens gehangen worden seyn.

Zu Aschersleben war Müntzer Collaborator an dasiger Schule, wo er ein Bündniss mit Peter Blinte, einem Kürschner, Peter Engel, und zu Halle wo er nachmals angestellt wurde, mit Hans Büttner und Kunz Sander schloss, welches den Zweck hatte, eine Umwälzung der Kirche zu bewirken.

Sein schwärmrischer Geist wurde durch Lesen der Mystiker, besonders der Predigten Taulers und einer Schrift: *Liber trium uirorum et trium spiritualium uirginum, in quo uisiones Hermae, Uguetini etc.*, wozu ihn eine ehemalige Köchin eines Pfarrers zu Orlamünde, die sich nachmals in Leipzig das Ansehn einer Heiligen erworben hatte, besonders angehalten haben soll, noch mehr entflammet.

Müntzer bildete sich ein, dass mit ihm und durch ihn Gott spräche, und forderte, dass jeder Christ sich zu göttlichen Eingebungen durch Entbehrungen aller Art, bereiten und erheben solle.

Seine Beredsamkeit erwarb ihm die Anstellung, als evangelischer Prediger zu Zwickau und es sammelten sich um ihn viele, die sich für gotterfüllte Seher hielten.

Mit Luther entzweite sich Müntzer, indem

er ihn noch für zu mild in seinen Lehren hielt und nun versuchte er sein Glück als Reformator in Prag, wo er unter den Hussiten einen grossen Anhang zu gewinnen hoffte, worin er sich aber verrechnet hatte.

Von hieraus kam er nach Altstedt in Thüringen, wo er um 1523 ein Predigeramt erhielt. Seine Rednergaben zogen auch hier viele Zuhörer herbei, welche bald seine eifrigen Anhänger wurden, indem er nicht blos von einer Gleichheit der Menschen vor Gott, sondern auch in allen weltlichen Verhältnissen, predigte.

So entstand ein zahlreicher Bund, welcher eine Gleichheit der Güter durchzusetzen beabsichtigte.

Diese Leute wurden um so unternehmender, als sie hörten, welche reissenden Fortschritte die Empörung in Schwaben und Franken machte, die von den Bauern unter dem Vorwande, eine reine Lehre des Evangelii einzuführen, unternommen worden war. Wie der Zauberlehrling, der die Geister zu citiren gelernt, aber das Bannungswort vergessen hat, so waren die Gemüther damals vielfältig aufgeregt worden, aber nicht so leicht zu besänftigen. Ueber 100,000 Bauern und Bürger standen in Deutschland unter den Waffen und steckten Klöster und Schlösser in Brand.

Die Edelleute flohen, von den Fürsten vielleicht absichtlich ohne Hülfe gelassen, oder unterwarfen sich feig ihren eignen Unterthanen. Die Grafen Hohenlohe lassen sich Geschütz und Munition abtrotzen, und selbst Götz von Berlichingen wird gezwungen, der Anführer der Empörer zu werden. Der Graf von Helfenstein und viele Edle, die sich in Weinsperg zu vertheidigen beschlossen, wurden von den Bürgern verrathen und ermordet.

Die Geistlichen wurden gemisshandelt und überhaupt Jeder beraubt, wer sich nicht zu dem grossen Haufen schlägt, der sich in den hellen und dunklen Haufen eintheilte.

Die bekannten 12 Artikel des hellen lichten Haufens, wie sie sich nannten, wären mit einiger Einschränkung den Bauern bei einer ruhigen Uebereinkunft zuzugestehen gewesen, allein, als sie den ungehinderten Fortgang ihres Unternehmens sahen, wollten sie von keinem Vertrag und keiner Verpflichtung etwas mehr wissen.

Müntzer und der Seinen erster Versuch dieser Art, war ein Ausfall auf die Wallfahrtscapelle zu Mollerbach im Juni 1524, welche eingeäschert wurde. Der Herzog Johann ergriff nur halbe Maasregeln, Friedrich der Weise, welcher sein Ende herannahen fühlte, suchte güt-

lich den Aufruhr zu schlichten, und so wurde das Uebel nur schlimmer, wie sehr verständig Hans Zeyss der Schösser in seinem Berichte voraus sagte.

Ganz unverholen fing nun Müntzer an, den Aufruhr zu predigen und beschönigte diess, alles wie überhaupt was er that, mit Stellen aus dem Evangelio, indem er sagte: „ich bin nicht kommen, Friede zu senden, sondern das Schwerdt.“ So legte Müntzer die Ereignisse, welche Christus voraussah und sagte, als seine Absichten aus, wie er immer biblischen Stellen eine willkührliche und schlaue Auslegung gab.

Auf Antrieb Georg des Bärtigen liess Herzog Johann Müntzern zu Weimar verhören und von Altstedt verweisen, von wo aus er über Nürnberg nach der Schweiz reiste. Einige schreiben dem Müntzer die oben schon erwähnten 12 Artikel der aufrührerischen schwäbischen Bauern zu, welche er auf dieser Reise verfasst haben soll, jedoch noch viel zu gemässigt für einen so ausschweifenden Geist sind.

Auf seiner Rückreise wurde er im Fuldischen mit einem Haufen aufrührerischer Bauern gefangen, aber wieder losgelassen, da man ihn nicht kannte.

In Mühlhausen empfingen ihn seine alten

Anhänger mit Jubel und zwangen den Rath der Stadt, Müntzern eine Predigerstelle zu geben. Er brachte es nun dahin, dass der alte Rath abgesetzt, mehrere seiner Glieder aus der Stadt getrieben und ein neuer, auf Müntzerische Weise christlicher Rath, eingesetzt wurde.

Müntzer sass selbst in dem neuen Rathe und da sich ihm Gott offenbarte, wie er behauptete, so waren seine Aussprüche göttliche Befehle.

Die Gemeinschaft der Güter führte man auf die Weise ein, dass die Arbeiter feierten und man den Wohlhabenden abnahm, was man wollte, und Klöster plünderte, aber den Johanniterhof, mit seinen grossen Einkünften, Müntzer für sich behielt.

Müntzer fand an einem Prämonstratenser-Mönch Namens Pfeiffer einen Collegen, aber auch gefährlichen Nebenbuhler, welchen die Aufrührer ebenfalls für einen Mann hielten, dem sich Gott offenbare.

Pfeiffer war noch verwegner als Müntzer und wollte mit dem durch Raub angelockten Haufen, einen Ausfall in die Nachbarschaft unternehmen, was letzterer nicht zugeben wollte, weil er ihren Anhang noch für zu schwach hielt; allein jener begeisterte das Volk zu dieser Unternehmung durch Erzählung eines

Traums, in welchem er unzählige Mäuse in einer Scheune erschlagen hätte, was er auf einen guten Erfolg gegen Edelleute, Geistliche u. s. w. deutete.

Wirklich brachten die Aufrührer eine grosse Beute von diesem Zuge in das Eisfeldische nach Mühlhausen, und von Raub und Blutvergiessen berauscht, mehrte sich ihr Anhang auf 11,000 Bauern und Bürgern (nach andern Angaben sogar 50,000 Mann).

In seinen aufrührerischen Schriften und Reden sagte Müntzer: „lasset Euer Schwerdt nicht kalt werden vom Blute, schmiedet Pinkepank auf dem Amboss Nimrod" und nannte sich selbst „Thomas Müntzer mit dem Schwerdte Gedeonis."

Nachdem schon unzählige Frevel verübt waren, kam endlich ein Bund unter den Fürsten zu Steuerung des Unfugs zu Stande, und es vereinigten sich hierzu Herzog Georg mit Churfürst Johann, dem Landgrafen Philipp von Hessen, Herzog Heinrich von Braunschweig und Graf Albrecht von Mannsfeld, welcher letztere schon vorher die edle Kühnheit hatte, mit nicht mehr als 60 Knechten dem wüthenden Haufen die Spitze zu bieten und ihn nach Frankenhausen zurückzuschlagen, in seinen Besitzungen umherzurei-

ten, und seine Leute mit freundlicher Zusprache zu besänftigen.

Diese Fürsten brachten aber nicht mehr als 1800 Reiter und sehr wenig Fussvolk zusammen, weil alles den Empörern zuströmte, indem bei vielen selbst nicht übel gesinnten gemeinen Leuten, die Furcht vor unternehmenden Bösewichtern immer viel grösser ist, als das Zutrauen zu solchen, welche ihre wahren Freunde sind, und so die Feigheit selbst den Anhang jener verstärkte und den Zulauf vermehrte.

Einem so zusammengelaufenen Haufen fällt aber auch bald der Muth, und Müntzer's und Pfeiffer's Heer schmolz bei Annäherung der Fürsten von 15,000 auf 8000 Mann.

Die Fürsten erhielten ein Schreiben von den Aufrührern folgenden Inhalts, welches jedoch mit Müntzers vorhergehenden Reden und der Seinen Thaten, sehr im Widerspruche stand: „Wir bekennen Jesum Christum. Wir sind nicht hier, jemand Leid zu thun, Joh. 2. sondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit, die zu erhalten. So sind wir auch nicht hier, Blut zu vergiessen. So Ihr nun dessen auch gesinnt seyd, so wollen wir Euch nichts thun, Darnach sich ein jeder zu achten."

Die Fürsten erwiederten dieses Schreiben

und versprachen sich ihrer anzunehmen, wenn sie Thomas Müntzer und seine Anhänger auslieferten und sich auf Gnade und Ungnade ergeben wollten.

Müntzer, der die Gefahr sah, in der er sich befand, sprach zu dem Volke, mit der ganzen Beredsamkeit die ihm in hohem Grade zu Gebote stand, verhiess den Aufrührern den Beistand Gottes, wies auf den Regenbogen, der sich eben glänzend über ihren Häuptern wölbte, als ein Gnadenzeichen des Himmels hin, da ihre Fahnen siebenfarbig waren und versprach, mit göttlichem Beistande die Kugeln der Feinde in den Aermeln seines Gewandes aufzufangen.

„Was wollt ihr thun?“ fragte er sie am Ende seiner Rede, und von vielen tausend Stimmen erscholl die Antwort: „todt oder lebendig wollen wir bei einander bleiben. Frisch dran, und den Feind nicht geschont!“ und der ganze Haufe brach in den Gesang aus: *Veni Sancte Spiritus.*

Einer von den an die Aufrührer abgesandte Edlen, Matern von Gehofen, wurde ermordet und die andern beiden Abgeordneten Caspar von Rüxleben und Graf Wolfgang von Stollberg gefangen zurückgehalten.

Da die Fürsten nun ohne Antwort blieben,

so rückten sie mit ihren Leuten den Empörern näher, welche auf einem Berge, eine feste Stellung eingenommen hatten. Als sie diess gewahr wurden, sendeten sie von Rüxleben ab, um Gnade für sie zu erbitten.

Rüxleben musste den Bauern die Antwort bringen, dass sie begnadigt werden sollten, wenn sie Thomas Müntzer lebendig überlieferten.

Sie gaben zwar nun auch den Grafen Stollberg frei, überlieferten aber Müntzern nicht, worauf Hans von Werthern zu dem Lager ritt und verkündete, dass der Angriff unverzüglich erfolgen würde.

Der Graf Stollberg sprach den Soldaten Muth ein, und das Feuergeschütz wurde gegen das mit einer Wagenburg umgebene Lager losgebrannt, welche dadurch in Flammen gerieth.

Hierdurch kam ein so ungeheurer Schrekken unter die Leute, dass die meisten Bauern nach Frankenhausen flohen, einige immer noch ohne sich zu wehren unthätig auf die Wunder und den Beistand Gottes warteten, den Müntzer versprochen hatte, und nur einige Hunderte sammelten sich in einem Thale, wo sie schwachen Widerstand leisteten.

Auf ähnliche Weise endete auch der Auf-

ruhr in Schwaben und Franken, obwohl diese Bauernheere mit trefflicher Artillerie versehen, und noch stärker waren, als die Thüringer und Harzwälder. Der Freiherr Georg Truchsess von Waldpurg, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, raschen Entschlusse und festem Willen, ein Lob das ihm selbst Ferd. Fried. Oechsle in seinen Beiträgen zur Geschichte des Bauernkrieges ertheilen muss, zerstreuete in kurzer Zeit mit den Schwäbischen Bundestruppen, welche sich mit denen des Churfürsten von der Pfalz vereinten, die grossen aufrührerischen Volksmassen.

Am 15. Mai 1525 blieben auf dem Berge bei Frankenhausen, der jetzt der Schlachtberg heisst, über 4000 Bauern. Die Fürsten zogen in Frankenhausen ein, wobei die Stadt ihre Anhänglichkeit an Müntzer schwer büsste.

Dieser hatte sich in ein Haus nahe am Thore geflüchtet, auf dem Boden in ein Bett versteckt und glaubte unerkannt zu bleiben, indem er sich für einen Kranken ausgab, der keinen Antheil an dem Aufruhre genommen hätte. Allein ein Reiter entdeckte ihn dadurch, dass er in Müntzers Taschen an ihn gerichtete Briefe fand.

Auf der Folter ward Müntzer von Herzog Georg gefragt, warum er die Unglücklichen

in ihr Verderben geführt, worauf er in entsetzliches Gelächter ausbrach und schrie: „Sie haben es nicht anders haben wollen."

Müntzer wurde an Graf Ernst Mannsfeld ausgeliefert, dem er gedroht hatte, den Kopf vor die Füsse legen zu lassen.

Der Graf liess ihn in einen Thurm zu Heldrungen werfen, nochmals foltern und dann enthaupten.

Die Fürsten zogen vor Mühlhausen. Die Bürger sendeten 1200 Frauen und Mädchen den Siegern entgegen, welche keine bestimmte Erklärung erhielten, worauf der neu erwählte Rath und 12,000 Bürger sich vor den Fürsten auf die Knie warfen und um Gnade flehten, die sie unter der Bedingung zugesichert erhielten, wenn sie Pfeiffern auslieferten, den Müntzer als Statthalter daselbst eingesetzt hatte. Dieser aber entfloh mit 400 seiner Anhänger, die bei Eisenach eingeholt wurden.

Der Müntzerische Rath wurde abgesetzt, die Stadt musste eine grosse Summe zahlen und Pfeiffer ward enthauptet. Dieser starb aber nicht reuig wie Müntzer, welcher vor seinem Tode sein Unrecht bekannte, die Fürsten um Schonung derer bat, die durch ihn verführt worden waren und seine schwangere Frau ihrer Gnade empfahl.

Die Lebensbeschreiber Müntzers, unter welchen der wichtigste Melanchton, und einer der ausführlichsten Georg Theodor Strobel ist, sind im Urtheil über seinen Charakter sehr verschieden, wie sich dieser wohl auch nicht immer gleich gewesen seyn mag. Die Grenzen zwischen Schwärmerei und Betrug sind überhaupt schwer zu bestimmen, denn es giebt eine Schlauheit des Wahnsinns, welche den psychologischen Beobachter oft in Verwunderung setzt, so dass man in vielen Fällen nicht weiss, ob eine Absicht der Verirrung vorausgegangen und diese also eine wissentliche Täuschung ist, oder ob der verirrte Geist, sich unwillkührlich in dem eignen feinen Gewebe von Irrthum verstrickt hat.

Indess sind Schlauheit und Sophistik immer Merkmale des Mangels an Vernunft, welche keiner Künstlichkeit bedarf.

Die zweite Rüstung ist die Heinrich des Frommen.

Da der Herzog die schon oft erwähnte Kette unter seine Kleinodien zählte, so ist es vielleicht nicht unpassend, dass sie als ein Kleinod, dieser Rüstung umgehangen wurde.

Die dritte Rüstung soll nach Kreysslers Angabe dieselbe seyn, welche Churfürst Johann Friedrich der Grossmüthige trug,

als er nach der Schlacht bei Mühlberg gefangen wurde.

Die drei folgenden Rüstungen gehörten Churfürst Moritz.

Zwischen die vierte und fünfte Rüstung ist ein Schrank gestellt, in welchem die von Moritz Blute getränkte Feldbinde und die tödliche Kugel, die aus seiner Wunde gezogen wurde, aufbewahrt wird.

Die ältern Geschichtsschreiber behaupten, dass diese Kugel von Silber sey, allein man kann sich überzeugen, dass es eine ganz gewöhnliche, nicht sehr grosse bleierne Pistolenkugel ist.

Wäre diese Kugel von Silber, so könnte kein Zweifel darüber entstanden seyn, ob der Churfürst von eines Meuchelmörders Hand fiel, weil man sich im Kriege doch nicht so kostbarer Munition bedient. Aber erst nach des Thäters Tode, erhielt man hierüber, durch den Beichtvater des Verstorbenen Aufschluss, der von dem Reuigen beauftragt worden war, sein Verbrechen bekannt zu machen.

Der Churfürst Moritz zwang einen Herrn von Karras, ihm gegen Tausch einer andern Besitzung, das Rittergut Coswig zu überlassen, und nahm, als weitere Entschädigung, des Edelmanns Sohn zum Pagen.

Der alte Karras starb, und in dem Sohne stieg die Rache wegen des Tausches dadurch höher, dass ihm einst der Churfürst eine Ohrfeige gab. Zuerst wohl theilt C. W. Böttiger ein noch vorhandenes Actenstück über diesen Vorfall, in seiner Geschichte des Königreichs Sachsen mit.

Der Schuss muss aus geringer Entfernung und in horizontaler Richtung gekommen seyn, da die Kugel kleine Stücken Eisen aus dem Harnische schlug, welche ebenfalls hier aufbewahrt werden.

Die beiden folgenden Rüstungen trug zu verschiedenen Zeiten Churfürst August I.

Die neunte Rüstung ist die des Churfürsten Christian I. der sechste Sohn Churfürst August's, geboren 1560, vermählt 1581 mit Sophia von Brandenburg.

Unter seiner Regierung entstanden Unruhen, über Religionsmeinungen unter den Protestanten selbst, und besonders wegen der Abschaffung des Exorcismus bei der Taufe. Man gab dem Kanzler Crell schuld, dass er den Churfürsten der Lehre Calvins geneigt mache, weil Christian mehrere Aenderungen in kirchlichen Gebräuchen vornahm und den König Heinrich IV. (früher von Navarra) mit Geld unterstützte.

Der Churfürst Christian starb 1591.

Die zehnte Rüstung ist die Churfürst Christian II. geboren 1583.

Während seiner Minderjährigkeit regierte Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, Weimarscher Linie, als Vormund, obwohl Johann Georg, Churfürst zu Brandenburg, die Obervormundschaft hatte.

Auf Anregung der Churfürstin Sophia ward ein hochpeinlicher Prozess über den Kanzler Crell verhangen, und da die Landstände nicht als Kläger auftreten wollten, und die Churfürstin ihren Namen hierzu nicht hergeben mochte, so ward endlich noch ein enger Ausschuss zusammengebracht, und Magister Abraham Griesbach zum Fiscal und Ankläger ernannt.

Das Reichskammergericht that diesem Prozesse einen Einhalt und drohte sogar denen, welche ihn fortsetzen würden, mit Achtserklärung, und ein grosser Theil des Sächsischen Adels wendete sich mit einer Beschwerdeschrift an den Obervormund, den Churfürst von Brandenburg, in welcher Crell's Verhaftung sehr gemissbilligt wurde. Elisabeth, Königin von England, verwendete sich vergebens für Crell.

Die Hauptanklagepunkte waren: dass Crell

den Churfürsten von dem guten Vernehmen mit Oesterreich abgezogen, mit Frankreich in eine gefährliche Unterhandlung verflochten hätte und sich in Religionsangelegenheiten, Gewaltthätigkeit erlaubt habe. Ersterer doch ganz unerweisslicher Klagepunkt bewirkte, dass des Reichskammergerichts Verbot ohne Berücksichtigung blieb.

Gegen den zweiten Punkt konnte sich Crell vollkommen vertheidigen und sogar beweisen, dass er Christian I. abgehalten, Heinrich IV. mit Soldaten zu unterstützen und bewogen habe, die Hülfe, welche der Churfürst zu leisten einmal Willens war, in Geldbeiträge zu verwandeln.

Wegen des dritten Punktes, hätten des Churfürsten eigenhändige Unterschriften den Kanzler schützen sollen, obwohl Crell sehr oft bei Tafel, deren Freuden Christian überaus liebte, seinen Herrn zu unterzeichnen veranlasste.

Die böhmische Appellationskammer zu Prag, bei welcher ein Urtheil eingeholt wurde, sprach auf das Schwerdt und des Kanzlers Haupt fiel am 9. October 1601 vor den Augen der Churfürstin Sophia. Christian II. welcher erst seit wenig Tagen die Regierung angetreten hatte, war an diesem Tage auf der Jagd und

so konnte Crell bei ihm kein Gehör finden, was der Verurtheilte sehnlichst wünschte.

Crell's Bildniss und das Richtschwerdt, durch welches sein Haupt fiel, sieht man am nächsten Pfeiler.

Uebrigens verfloss Christians Regierung ruhig, unter glänzenden Festen. Seine friedlichen Gesinnungen waren Ursache, dass er sich die jülich-clevische Erbfolge abtrotzen liess. Das merkwürdigste Ereigniss in seinem Leben war, dass zwei Meuchelmörder nach ihm schossen, welche auf der Folter aussagten, dass sie von dem Dessau'schen Kanzler Dr. Biedermann, welcher der Schwiegersohn eines aus Sachsen, wegen seines Glaubens vertriebenen Calvinisten war, dazu gedungen worden wären.

Christian II. welcher sich sehr dem Trunk ergab, starb an den Folgen desselben, vom Schlag getroffen, im 28. Jahre seines Lebens 1611.

Die eilfte Rüstung ist uns das Denkmal eines Fürsten, der in einer, über Europa's Schicksal entscheidendsten Zeit lebte, Johann Georgs I. Wir brauchen uns blos der wichtigsten Ereignisse aus seiner Geschichte zu erinnern, um uns die Frage zu beantworten, welche grosse Aufgabe ihm seine Stellung in der Welt vorlegte und wie er diese lösste.

Johann Georg wurde 1585 geboren, durch-

reiste, schon im 16. Jahre zur Vollendung seiner Erziehung Italien. Vermälte sich das erste Mal 1604 mit Sibylla Elisabeth von Würtemberg und das zweite Mal, mit Magdalena Sibylla von Brandenburg.

Während den ersten friedlichen Jahren seiner Regierung, unternahm er mehrere Baue und Vermehrungen der Kunstsammlungen, wodurch er einen gebildeten Sinn zeigte.

Allein der Friede konnte von keiner längern Dauer seyn, da sich eine heftige Aufregung der Gemüther unter den Protestanten selbst, im Streite über Dogmen verkündete.

Schon dass bei dem Streite über die jülichclevesche Erbfolge, Oesterreich Anstalt machte, diese Länder zu besetzen, erregte bei Brandenburg und Pfalz den Verdacht: diese Besitzungen sollten den protestantischen Fürsten entrissen werden und jene Streitigkeiten, unter Lutheranern und Calvinisten, erweckten bei den Katholiken neue Hoffnungen.

Mehrere protestantische Fürsten schlossen daher einen Bund, welcher die Union genannt wurde, und wählten den Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V. zum Oberhaupt. Johann Georg schlug die dringenden Einladungen diesem Vereine beizutreten aus.

Zum Ausbruch kamen aber die Feindselig-

keiten erst nach Kaiser Mathias Tode, als die Böhmen seinen Nachfolger Ferdinand II., nicht zum Könige annahmen und jenen Churfürsten von der Pfalz dazu wählten, der das Haupt der Union war und die ihm angebotene Krone, mit Freuden ergriff.

Dieser neue König verlor 1620 in der Schlacht auf dem weissen Berge bei Prag die Krone und den Churhut, und Churfürst Johann Georg, welcher dem Kaiser Böhmen wieder zu erobern beigestanden, half ihm nun die Lausitz und Schlesien wieder besiegen.

Als diess gelungen war, vertrieb Ferdinand die protestantischen Geistlichen aus seinen Staaten, vergab das Churfürstenthum Pfalz an das Haus Baiern, und wollte dem Kapitel zu Magdeburg, den Erzherzog Leopold Wilhelm aufdringen, obwohl Prinz August, Georg's Bruder, zum Coadjutor ernannt war.

Aber am meisten beunruhigte die protestantischen Fürsten die Forderung des Kaisers, dass sie die Kirchengüter wieder herausgeben sollten, welche sie noch eingezogen hatten, nachdem schon der Passau'sche Vertrag abgeschlossen war.

Nach vielen Berathungen versammelte Georg 1630 die meisten deutschen, protestanti-

schen Stände in Leipzig, wovon mehrere in Person und viele durch Gesandte erschienen.

Frankreich und Schweden hatten einen Bund mit einander geschlossen, und hielten diese Zeit inneren Zwiespalts für die günstigste, gegen Oesterreich Krieg zu führen.

Gustav Adolph, König von Schweden, der mit Heeresmacht schon den deutschen Boden betreten hatte, liess durch Gesandte den in Leipzig versammelten protestantischen Fürsten seinen Beistand anbieten.

Johann Georg I. verlor hierdurch wieder seine Stellung als erster protestantischer Fürst auf deutschem Grund und Boden, und die Einmischung fremder Mächte musste Jeden für die deutsche Unabhängigkeit besorgt machen.

Johann Georgs Antwort war daher nur ein unbestimmter Dank, für die angebotene Hülfe, aber kein entschiedenes Bündniss gegen den Kaiser.

Der Oesterreichische General Tilly jedoch, dringt in Sachsen unaufhaltsam und verheerend vorwärts, schlägt bei Leipzig den Churfürsten Johann Georg in die Flucht und vom Kriegsglück sorglos gemacht, wird er nun von den Schweden überrascht und bei Leipzig völlig geschlagen, so dass er selbst kaum Zeit hat sich

zu retten, und so die Vortheile des Sieges für Oesterreich verloren gingen.

Es kommt nun zwar ein Bündniss zwischen Gustav Adolph und dem Churfürsten zu Stande, allein ohne Vereinigung beider Heere, wovon das Sächsische unter Anführung des General Feldmarschall von Arnim nach Schlesien und Böhmen vordringt, der König von Schweden aber sein Heer gegen Baiern und Oesterreich führt.

Gustav Adolph betrachtete sich schon als Herrn von Deutschland, und sich auf sein Kriegsglück und Frankreichs Hülfe verlassend, verschenkte er Länder und behandelte deutsche Fürsten wie Untergebene; so dass der edle Bernhard von Weimar den Schwedischen Commandostab niederlegte und als Reichsfürst bei dem Heere blieb.

Wallenstein hatte ein Heer aus dem Nichts geschaffen, und stellte sich dem Könige mehr beobachtend als angreifend gegenüber, wodurch sich der Krieg unentschieden sehr in die Länge zog.

Ob damals Johann Georg sich schon mit Wallenstein in Unterhandlungen eingelassen hat, oder blos Arnim, der die gemachten Eroberungen in Böhmen und Schlesien nicht verfolgte, ist ungewiss; offenbar aber nahm Johann Ge-

org wenig Antheil an Gustav Adolph's Unternehmungen und bei dem unglücklichen Sturme bei Fürth, auf Wallensteins Lager, war nur eine kleine Abtheilung Sachsen unter Oberst Boëtius zugegen.

Wallenstein drang in Sachsen ein, wahrscheinlich um das Verhältniss zwischen ihm und Johann Georg zur Entscheidung zu bringen, und der Churfürst beschwor den Schwedischen König um Beistand.

Nach einigem Zögern ging Gustav Adolph Wallenstein nach, und verschanzte sich bei Naumburg, wodurch Wallenstein irre geführt und in dem Glauben bestärkt wurde, der König wolle in dieser fruchtbaren Gegend, seine Winterquartiere aufschlagen.

In dieser Sorglosigkeit sendete Wallenstein den Pappenheim mit einem Theile der Truppen gegen den Rhein. Diesen Augenblick benutzte Gustav Adolph und griff seinen Gegner bei Lützen an, welcher nach heftiger Vertheidigung der Uebermacht weichen musste; allein der König fiel, wie die Schweden behaupten, durch einen meuchelmörderischen Schuss.

Die letzte Rüstung in dieser Reihe, ist die des Königs Gustav Adolph, welche er bei Paraden trug. In Schlachten trug der König ein Wams von starkem Leder, statt des Harnisch,

Dieser Harnisch wurde lange in Weissenfels, wo der König ihn gelassen, aufbewahrt, und kam sodann in diese Sammlung.

Pappenheim kehrte zurück und der Kampf erneuete sich; doch Bernhard von Weimar, der den Commandostab erfasste und das Heer zusammenhielt, siegte, so dass Sachsen, noch ehe das Jahr 1632 verstrich, vom Feinde befreiet wurde.

Pappenheims Commandostab sieht man am nächsten Pfeiler. Pappenheim starb bald nach der Schlacht an seinen Wunden.

Dem unerachtet konnte Johann Georg sich nicht entschliessen, seine Truppen der Führung Bernhard's von Weimar anzuvertrauen.

Der kluge Schwedische Kanzler Oxenstjerna vermochte nicht den Churfürsten zu einem festen Anschliessen an Schweden zu bewegen, noch zu dem Entschluss zu bringen, sich an die Spitze der protestantischen Fürsten zu stellen.

Dagegen hoffte der Churfürst von Dännemark Hülfe, und endlich gar von Wallenstein, mit dem er in Unterhandlungen trat. Was die eigentlichen Absichten dieses ausserordentlichen Mannes gewesen seyn mögen, ist noch ungewiss, doch steht er durch Försters Untersuchungen, fast frei von aller Schuld da.

Zur Erzwingung eines allgemeinen Friedens, sowohl von Schweden und Frankreich, als von den protestantischen deutschen Fürsten und vielleicht vom Kaiser selbst, scheint es, als habe Wallenstein verlangt, dass Brandendurgs und Sachsens Armeen sich seinem Commando unterwerfen sollten. Da es zu keinem Entschlusse kam, fiel er in beide Länder verwüstend ein, und wäre bis Dresden vorgedrungen, hätten ihn des Prinzen Bernhard Fortschritte in Franken, nicht dorthin abgerufen.

Johann Georg knüpfte nun neue Verhandlungen mit Wallenstein an, welche durch des Letztern Ermordung abgebrochen wurden.

1635 schloss Johann Georg mit dem Kaiser einen Separatfrieden, der jedoch nicht als Präliminarien zu einem Allgemeinfrieden dienen konnte, was er doch eigentlich seyn sollte, weil Niemand, ausser der Kaiser, dabei gewann.

Von diesem Zeitpunkte an, brach noch furchtbarer als bisher, das Unglück über Sachsen herein. Von den Schweden und von den Franzosen, welche Letztere 1640 bis nach Thüringen, unter Guebriant vordrangen, wurden die unnatürlichsten Grausamkeiten, deren nur der Mensch allein fähig ist, weil er allein sich von dem Naturzustande verirren kann, begangen.

Sachsen wurde zu einer grossen Brandstätte

und Schlachtbank, auf der Menschen unter ungeheuern Martern verbluteten.

Der Churfürst sah sich hierdurch gezwungen, einen Waffenstillstand mit Schweden einzugehn, wodurch diesen der Eingang nach Böhmen geöffnet wurde.

Endlich kam 1648 zu Münster und Osnabrück der Friedensschluss zu Stande.

Johann Georg I. erlangte erst wenig Jahre vor seinem Tôde, vielleicht seinen geheimsten und immer verfehlten Wunsch, das Directorium der evangelischen Fürsten, und starb 1656.

Die folgenden Rüstungen gehörten theils dem Sächsischen Hause befreundeten, theils auf die Sächsische Geschichte einflussreichen Personen; als Nr. 12 Wolfgang von Anhalt geboren 1492 gestorben 1566. Nr. 13 Johann Wilhelm Herzog von Weimar, geboren 1530 starb 1573. Nr. 14 Friedrich Wilhelm I. Herzog zu Altenburg, dessen wir schon als Vormund der Churfürstlich Sächsischen Prinzen erwähnt haben; starb im 41. Jahre seines Alters 1602.

Es verdient rühmlich angeführt zu werden, dass Friedrich Wilhelm die im Sächsischen Archive zu Dresden aufgefundenen und zerschnittenen Originalurkunden, über seine Ansprüche auf Henneberg, erst nach der Mündig-

keit seiner Pflegbefohlenen, wollte geltend machen.

Nr. 15 ist Gustav Adolph, Königs von Schweden Rüstung, welche wir schon angeführt haben.

Zuletzt in dieser Reihe sehen wir einen Schuppenpanzer und Helm, den der edelmüthige Johann Sobiesky trug.

Es besteht dieser Panzer aus vielen kleinen Schilden, welche die Form von Dachziegeln haben, und auf jedem Schildchen ist ein kleines Kreuz angebracht.

Aus seinem Leben, welches der Abbé Coyer ausführlich in zwei Bänden beschreibt, sey hier nur das Wichtigste angeführt.

Johann III. König von Polen, unter welchem Namen er bekannter ist, als den seines Stammes und auch so im *Grand dictionaire historique par Louis Moreci*, wo man jedoch wenig über ihn findet, und im *Conversations-Lexicon* aufgeführt wird, war aus einem Heldengeschlechte entsprossen und 1629 geboren.

Johann und sein Bruder kehrten aus Frankreich zurück, als ihre Landsleute von den Kosacken geschlagen worden waren, und dieser Heldenbrüder Beispiel, flösste den Polen neuen Muth ein.

Marcus Sobiesky blieb in einer Schlacht

aber Johann begleiteten Glück und Sieg, in allen Feldzügen.

1673 ward Johann den Türken verderblich, deren Heer er bei Choczim vernichtete.

1674 wurde Johann zum Könige erwählt, aber erst 15 Monate später gekrönt.

1683 eilte er dem Kaiser Leopold zu Hülfe, als die Türken bis Wien vorgedrungen waren. Er wurde dadurch der Retter, nicht nur dieser Hauptstadt, sondern von Deutschland, denn von einer Seite ward diess von den Türken bedrängt, auf der andern durch die Franzosen bedroht, und der Kaiser hatte nicht Mittel genug, sich gegen seine Feinde zu wehren.

Als Johann III. das Lager der Türken bei Wien von einer Anhöhe betrachtete, entdeckte sein Feldherrnblick, bald das Ungünstige ihrer Stellung und er sagte den Sieg voraus.

Während seiner letzten Lebenstage sah er noch, wie sein Volk in inneren Partheiungen zerfiel, und welche Folgen diess nach seinem Tode haben würde, konnte er daraus schliessen.

Johann III. errichtete daher auch kein Testament, „denn“, sagte er, „was würde es bei einem so feilen Volke nützen.“ Kaum hatte er 1696 die Augen geschlossen, als der Neid mit giftiger Zunge das Andenken dieses grossen

Mannes entehrte und die sich selbst widersprechendsten Gerüchte verbreitete; wie das des Geitzes und der Verschwendung; sogar aus seinen Heldenthaten gegen die Türken ersann man Vorwürfe und meinte, dass diese Feldzüge zu viel Blut gekostet hätten; ohne zu bedenken, dass, wenn die Türken Deutschland erobert hätten, was, wenn er dem Kaiser nicht zu Hülfe gekommen, gewiss geschehen wäre, dann auch Polen ein Raub der Ungläubigen hätte werden müssen.

Johann III. Bildniss, von La Croix gemalt, ist neben seinem Harnische über der Thüre aufgestellt.

An dem mittleren Pfeiler erblicken wir die bei Wien von den Sachsen eroberten Türk'schen Fahnen und Rossschweifen, die ehrenvollste Trophäe unsers Volkes.

Wir müssen hierbei des heldenmüthigen Churfürsten Johann Georg III. rühmlichst gedenken, der bei den entscheidendsten Schlachten, seine Leute immer selbst in den Kampf führte und unermüdlich thätig war.

Er eilte mit 12000 Mann nach Wien, welches 1683 von den Türken belagert wurde. Bei Tullen vereinigten sich die Polen, von Johann III. angeführt, die Baiern und Sachsen, mit den

Oesterreichern und zogen gegen den **200,000** Mann starken Feind.

Die Sächsische Infanterie umging, durch enge Pässe zwischen der Donau und dem Gebirge, das Türkische Lager, und bemeisterte sich am 1. September des Kahlenbergs, welchen der Feind zwar hartnäckig vertheidigte. Hierbei zeichnete sich der Sächsische Feldmarschall Goltz, als einsichtsvoller Feldherr, und der Oberst Cuffer, als kundiger Artilleur aus.

Als dieser wichtige Punkt genommen und der Feind von allen Seiten eingeschlossen war, begann am folgenden Tage der Sturm auf das Lager der Türken.

Johann Georg, der den linken Flügel selbst commandirte, liess sich sein altsächsisches Vorrecht, den ersten Angriff zu thun, nicht nehmen, und drang in das Lager ein.

Der Schuss auf den eisernen Gurt des Panzers, welcher hier zur Seite steht, den Johann Georg bei der Bestürmung des Lagers trug, beweisst, dass der Churfürst den Sieg um den Preis der Gefahr erkaufte.

Es ist diess keine Schussprobe, wie einige glauben möchten, denn bei einem Versuch, ob der Panzer schussfest sey, hätte man nicht nach dem Gurte gezielt, welcher das Eisen verstärkt,

sondern nach der Brust, die eine breitere Fläche darbot, und darum leichter von einer Kugel hätte eingedrückt werden können.

Die Sachsen trafen auf die Janitscharen, den Kern des feindlichen Heeres, welche sich anfangs hartnäckig wehrten; allein die Türken ergriff ein ungeheurer Schrecken, als bald von aussen der Sturm allgemein wurde, und entflohen.

Unser Churfürst trug die Ehre davon, am 2. September zuerst von allen Verbündeten die Sächsische Fahne in dem Lager der Feinde aufzupflanzen.

Er hatte wie Sobiesky zur Rettung Wiens viel beigetragen und Würtemberg und die Rheingegenden mehrmalen von den Franzosen befreit.

Durch viele Feldzüge hatte Johann Georg seine Gesundheit aufgeopfert, und im Lager bei Termenz überfiel ihn ein verzehrendes Fieber, an welchem er 1691 zu Tübingen in seinem 44. Lebensjahre starb.

Auf der Rückseite des Pfeilers ist eine bulgarische Fahne, wegen der darauf befindlichen beachtenswerthen Malerei in neugriechischem Styl, aufgehangen. Diese Fahne wurde ebenfalls 1683 im Lager der Türken bei Wien erobert.

Da wir in diesen Betrachtungen uns der merkwürdigen Zeit Peter des Grossen nähern, so machen wir auf die sensen- und beilförmigen Waffen, welche von Strelitzen geführt wurden, aufmerksam, und finden solche an den nächsten Wänden.

Am Schlusse dieser Gallerie befindet sich auf der Rückseite des mittleren Pfeilers, der Kürass August's des Starken, den er in mehreren Feldzügen trug.

Wenn die Kriege, welche dieser König führte, oft einen unglücklichen Ausgang nahmen, so ist diess mehr die Schuld seiner Feldherrn und der nachtheiligen Verhältnisse, als eines Mangels an persönlichem Muthe, den er in vielen Fällen bewiess, und so lange er sein Heer in Polen selbst commandirte, waren seine kriegerischen Unternehmungen oft von günstigem Erfolge.

Vielleicht wären sie vom Siege gekrönt worden, wenn er Sachsen gegen seine Polnischen Feinde hätte zu Hülfe nehmen können, was aber theils selbst die ihm zugethane Polnische Partei nicht zugab, und Karl XII. dadurch, dass er in Sachsen einfiel, verhinderte.

Dieser Kürass wiegt 55 Pfund, und ist wenigstens ein Beweiss physischer Kraft, mit der sich immer Muth gepaart findet.

Diese zweite Gallerie ist durch eine Reihe Degen abgeschlossen, unter welchen folgende wegen der schönen Griffe besonders verdienen betrachtet zu werden:

Nr. 265. 209. 210. 232. 453. 157. (Nummern des alten Verzeichnisses.)

Dritter Saal

Sammlung von Schiessgewehren.

Welchen Einfluss die Erfindung des Schiesspulvers auf den Charakter der Völker gehabt hat, ist so unberechenbar wie die ungeheure Kraft dieser Mischung aus Salpeter, Kohle und Schwefel.

Ueber die Zeitangabe dieser, so wie über die Entstehung jeder andern einflussreichen Erfindung ist man ungewiss, weil nicht das Vorhandenseyn, sondern die Anwendung einer Sache, das Wichtigste ist, und derjenige, welcher uns etwas zu gebrauchen lehrt, als Erfinder erscheint, indem er auf etwas unbeachtetes zuerst aufmerksam macht.

Der als Philosoph, Theolog, Jurist, Physiker, Optiker und Arzt berühmte Franciskanermönch **Roger Baco**, welcher als Irrlehrer



und Zauberer bei Innocenz IV. verklagt und eingekerkert, dann von Clemenz IV. geehrt, befreit und in seinen schriftstellerischen Arbeiten gefördert, aber auf Befehl Nicolaus III. nochmals verhaftet, und erst wieder unter Cölestinus V. losgelassen ward, als er ein lebensmüder achtzigjähriger Greis war, beschreibt das Pulver als eine Masse, von der es blos in der Grösse eines Zolls bedürfe, um Städte und Heere zu zerstören, und giebt die Bestandtheile richtig an.

Roger Baco war 1214 zu Ilchester geboren, studirte zu Paris, liess sich zu Oxford nieder und starb in hohem Alter.

Aber längst vor ihm, soll man sich schon des Schiesspulvers im Kriege bedient haben, wenn man auch die Bereitung und Bestandtheile dieser Masse geheim hielt, welche jedoch bereits im 9. Jahrhunderte Marcus Gracchus kannte, wie man aus seinen Schriften sieht, und einige halten das griechische Feuer, welches 668 angewendet wurde, für eine Art Schiesspulver.

Es käme nun darauf an, zu erforschen, wer der Erfinder des Schiessgewehrs gewesen sey. Wie man glaubt, soll ein sonst völlig unbekannter Constantin Anklitzen, der Erfinder seyn. So komisch es auch scheinen mag, so

ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass dieser Namen aus einem Missverstehn eines deutschen Worts entstanden, oder ein Spitzname des Mönches **Berthold Schwarz** wäre; denn die Worte: anklotzen (niedersächsisch), glotzen, glänzen, glühen, bedeuten ein Leuchten, sey es der Augen oder eines Feuers überhaupt und die Lichterscheinung, welche das Pulver hervorbringt, ist die, welche zuerst in die Sinne fällt, denn der Knall entsteht später und nur, wenn sich das Pulver in einem verschlossenen Raume entzündet.

So könnte wohl der Mönch Berthold Schwarz, welcher den Venezianern die Anwendung des blitzenden Pulvers gelehrt haben soll, den Namen Anklitzen, wegen dem Blitzen des Pulvers, bekommen haben.

Zuerst haben in Europa die Mohren und dann die Engländer grosse Schiessgewehre gehabt. Dass in einer Berechnung der Kosten, welche die Belagerung von Puy-Guillaume verursachte, Pulver angeführt wird, beruht auf einer Verwechslung der Worte: *poudres* und *poutres*, denn man schleuderte Balken, oder brauchte sie zu Verschanzungen.

Selbst 1380 muss der Gebrauch des Schiesspulvers noch nicht allgemein angenommen gewesen seyn, denn die Genovesen und Florenti-

ner beklagten sich, dass die Venetianer bei der Belagerung von Chiozza Kanonen angewendet hätten, welches eine neue Erfindung wäre, die gegen alles Völkerrecht sey.

In unserer vaterländischen Geschichte kommt nach Adelung das Schiessgewehr im Jahre 1356 vor: Als Markgraf Friedrich das Schloss der Helden belagerte, hatte man in derselben eine Donnerbüchse u. s. w.

Das erste Stück, auf welches wir in diesem Saale aufmerksam machen, ist ein metallenes Rohr von 18 Zoll Länge. Am Ende desselben ist eine Raspel angebracht, welche über einen darunter liegenden Feuerstein, vermittelst einer Kette, rasch hinweggezogen werden kann, wodurch das Pulver im Rohre sich entzünden soll.

Kreyssler giebt diese unbehülfliche Büchse, für die des Mönchs Schwarz aus.

Sehr alt mag allerdings diese Maschiene seyn, was man aus ihrer unbehülflichen Einrichtung schliessen kann, jedoch bewahrheitet noch so manches das hohe Alter dieses Feuerrohrs, als z. B. die einfache Verzierung, welche ganz den Geschmack des 14. Jahrhunderts bezeichnet, den Buchstaben einer alten Schrift gleicht und um die obere Mündung eingegraben ist.

Wir wollen darum nicht behaupten, dass diese Pistole wirklich von Berthold Schwarz herrühre, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts zu Freiburg im Breisgau geboren ward und zu Mainz als Franciskanermönch gelebt haben soll. Auch er kam, der Sage nach, als Zauberer in Gefangenschaft, wie Baco, setzte in der Einsamkeit des Kerkers seine chemischen Versuche fort, und als einst, in einem metallenen Gefässe, welches er über das Feuer stellte, sich ein Gemisch von Salpeter entzündete, und den Stein, mit welchem es zugedeckt war, abwarf, leitete ihn dieser Zufall zur Erfindung des Schiessgewehrs.

Weitere Nachfrage über diesen Gegenstand, kann der Wissbegierige bei Petrarca, Polydorus, Virgilius von Urbino und Salmuth halten.

Bemerken wir nur noch, dass diese Pistole uns zu vermuthen veranlasst, ihr Verfertiger habe, noch ehe man sich der Luntenschlösser bediente, schon einen Versuch angestellt, vermittelst einer Friction das Pulver zu entzünden, woranf die Wirkung, der erst weit später eingeführten Feuerschlösser, beruht. Die ersten kleinern Feuergewehre soll die Stadt Perugia 1364 haben fertigen lassen, welche nur eine Spanne lang waren. Verbessert wurde die

Erfindung der kleinen Feuergewehre zu Pistoja, woher sie den Namen Pistolen bekamen.

Wir sehen in dieser Sammlung die Verbesserung des Flintenschlosses in mehreren Abstufungen, als z. B. die Luntenschlösser, wo vermittelst eines Drückers, eine glimmende Lunte zum Zündloche hinbewegt wurde.

Sodann sogenannte Rad- oder Deutsche-Schlösser, zuletzt die noch üblichen Feuerschlösser. Diess weiter auszuführen, gehört in die Geschichte der Kriegswissenschaft, über welche Joh. Gottfr. Hoyer, die vollständigste Belehrung giebt.

Bei Beschauung dieser künstlich verzierten Gewehre, drängt sich uns unwillkührlich die Betrachtung auf, dass es eine Zeit gab, in der man das Kriegswesen und den Soldaten selbst, als einen Luxusgegenstand behandelte, wodurch er allerdings sehr an Brauchbarkeit verlor, die Leibwachen sehr vermehrt wurden und der ganze Stand des Militairs, mehr den Charakter einer bewaffneten Hofdienerschaft annahm.

Auch diess ist ein geschichtlicher Moment und die hier befindlichen Schiessgewehre sind Belege dazu. Fast jedes Stück dieser Sammlung verdient eine eigene Betrachtung. Der Gewehrliebhaber findet hier die trefflichsten

damascirten und mit edlen Metallen eingelegten Läufte und die kunstreichsten Schäftungen, in welche Arabesken und Abbildungen von Jagden und Schlachten eingelegt sind, an denen sich selbst der Zeichner und Bildner erfreuen wird.

Die Vorzüglichsten werden in dem Glaskasten am Fenster aufbewahrt, und da ein jedes Kunstwerk wahrgenommen zu werden verlangt, so verweisen wir die Beschauer an die Gegenstände selbst, welche von der Art sind, dass sie keiner Erläuterung bedürfen.

Von denen, die uns am wichtigsten scheinen, geben wir hier die Nummern des alten Verzeichnisses an. Nr. 112. 209. 217. 213. 298. 301. 302. 117. 145.

Kreyssler macht insbesondere auf des Churfürst Moritz Pistolen aufmerksam, welche auch wirklich gesehen zu werden verdienen, obwohl sie nicht die allerschönsten sind.

Zwei sehr prunklose Pistolen gehören unter die wichtigsten Merkwürdigkeiten dieser Sammlung. Es sind die, welche Karl XII. trug, als ein Schuss sein Leben endete.

Da dieser ausserordentliche Mann so gewaltsam in das Schicksal von Europa eingriff und besonders in das, unsers Vaterlandes, so ist es dem Beschauer dieser Pistolen vielleicht

nicht unwillkommen, wenn wir ihn an die wichtigsten Momente der Geschichte erinnern.

Karl ward den 27. Juni 1682 geboren. Im 15. Jahre seines Alters erkannten ihn die Schweden für mündig und als ihren König an.

Der König von Dännemark glaubte den jungen König leicht zu besiegen und sucht ihn dadurch zum Krieg zu reizen, dass er seinem Schwager, den Herzog von Holstein, die Anlegung von Festungswerken verwehrte.

England und Holland unterstützen Schweden mit 30 Schiffen, und Karl landet 1699 in Pommern.

1700 wird der König von Dännemark durch die Belagerung von Kopenhagen zum Frieden gezwungen.

Noch in demselben Jahre wendete sich Karl gegen die Russen, welche Narva belagerten und trug einen beispiellosen Sieg davon, indem er am 30. Nov. die ganze Russische Kriegsmacht, welche aus 80,000 Mann bestand, vernichtete.

Peter der Grosse soll, schon am Abend vor der Schlacht, den unglücklichen Ausgang vorhergesehen, und sich vom Heere unter dem Vorwande, Hülfsvölker herbeizuführen, entfernt haben.

Peter tröstete sich nach jeder Schlacht, die er gegen Karl XII. verlor damit, dass seine Russen nur dadurch siegen lernten, wenn sie vorher geschlagen würden.

Die Sachsen hatten sich bei Riga verschanzt und 1701 griff Karl auch diese Verbündeten der Russen an und schlug sie mit grossem Verluste, worauf er in Polen einrückte. Die Gräfin Königsmark versucht vergebens Karl mit August zu versöhnen, und da Karl von der Liebenswürdigkeit dieser Friedensbotin besiegt zu werden fürchtete, wies er sie ab, ohne sie zu sprechen.

Glücklicher war in ihren Unterhandlungen das Mädchen von Marienburg (Catharina I.) welche ihres Gemahls, Peter des Grossen Befreiung von dem Türkischen Heerführer erbat und mit ihrem Schmucke erkaufte.

Da die Polen selbst in Partheiungen zerrissen waren, so wurde es Karl XII. leicht, Warschau einzunehmen, wo er 1702 den 22. Mai ohne Widerstand einzog.

1704 schrieb Karl der Versammlung der Polen vor, August den Starken abzusetzen und Jacob Sobiesky zum König zu wählen.

Nach einer neuntägigen heftigen Berathung der Polen, entschlossen sie sich zwar zu dem erstern, wählten aber Stanislaus Leczinsky

zum neuen König, und wünschten, dass Karl Polen räumen möchte, wozu dieser aber keine Lust hatte.

Einige Zeit machten die Schweden keine so siegreichen Fortschritte, was Karls Bewunderer dem Umstand zuschreiben, dass er beim Sturz vom Pferde das Knie brach, und daher gehindert wurde persönlich an den Feldzügen Theil zu nehmen, so dass August der Starke Warschau wieder gewann.

Karl ergriff eine unerwartete Massregel und fiel in Sachsen ein, wodurch er August nöthigte, zu Alt-Ranstädt 1707 Friede zu schliessen, der Krone Polens zu entsagen, und den General Patkul auszuliefern, welcher grausam hingerichtet ward.

Dieser in jeder Hinsicht übereilte Friede, wird mit mehr Recht den Friedensunterhändlern, als August zur Last gelegt.

Bei Pultawa stellte sich nun Peter mit 70,000 Mann Karl gegenüber. Den Abend vor der Schlacht ward Karl durch einen Schuss in den Schenkel schwer verwundet, so dass er das Commando den Generalen Renschild und Löwenhaupt anvertrauen musste. Hier siegten die Russen so vollständig über die Schweden, als diese vormals über die Russen.

Karl flüchtete sich nach Bender auf Türki-

schem Gebiete und als auf Russischen Einfluss ihn die Türken gefangen nehmen wollten, vertheidigte er sich in Barnitza mit einem kleinen Häuflein Schweden.

Hier wurde er nur dadurch lebendig gefangen, dass er sich in seine Sporen verwikkelte und fiel.

Die Türken führten ihn nach Demotika, wo sie ihn mehrere Jahre gefangen hielten.

Diese Zeit der Unthätigkeit füllte Karl mit Lesen aus, wodurch er sich Kenntnisse erwarb, die er bis dahin vernachlässigt hatte und deren Mangel er darum weniger fühlte, weil Graf Piper ihn mit der höchsten Staatsklugheit, in der er Meister war, und den dazu erforderlichen Wissenschaften reichlich ausgeholfen hatte.

Die Dänen ergriffen nochmals die Waffen gegen die Schweden, wurden aber geschlagen und die Russen drangen in Finnland ein, verwickelten sich aber mit den Türken in Krieg und es kam 1711 am Ufer des Pruth zu einer Schlacht, deren Ausgang Peter dem Grossen fast seine Freiheit gekostet hätte.

Karl fand Mittel aus Türkischem Verwahrsam zu entkommen und gelangte am 11. Nov. 1714 in Stralsund an. Mit vereinten Kräften belagerten Sachsen, Dänen, Russen und Preus-

sen diese Festung und Karl begab sich 1715 nach Lund.

Karl XII. erkannte, dass es sein Vortheil sey, mit seinem beharrlichen Gegner, Peter dem Grossen, Frieden zu schliessen und seinen kriegerischen Unternehmungen eine andere Richtung zu geben.

Indem er durch Versprechungen auf Abtretungen Peter zu gewinnen nud von dieser Seite sich Ruhe zu verschaffen suchte, strebte er nach der Eroberung von Norwegen, um von hier aus Schottland an sich zu reissen.

Diese kühnen und weitaussehenden Plane vereitelte sein Tod.

Als er 1718 Friedrichshall belagerte und den Arbeitern in den Laufgräben, welche er anlegen liess, zusah, durchborte ihm eine Kugel, die in den linken Schlaf eindrang, den Kopf, dass er mit einem tiefen Athemzug sein Heldenleben aushauchte, dessen letzte Zukkung, noch ein Griff der Hand nach dem Degen war.

Sein Adjutant Siquier ward von einer hitzigen Krankheit befallen und klagte sich selbst im Fieberwahne als Meuchelmörder Karls XII. an. Uebelgesinnte glaubten und verbreiteten diese falsche Aussage.

Siquier starb in seinem Vaterlande, Frank-

reich, in grosser Dürftigkeit und diess ist wohl ein hinreichender Beweis seiner Unschuld.

Der geistreiche Voltaire fällt über Karl XII. folgendes treffendes Urtheil: „Es ist vielleicht der Einzige unter den Menschen, und bisher der Einzige von allen Königen, der ohne Schwachheit lebte; er trieb alle Tugenden eines Helden bis zu einem Uebermasse, wo sie so gefährlich sind, wie die entgegengesetzten Laster.“

Man könnte auch sagen, dass die Anwendung der Fähigkeiten sie zu Lastern oder Tugenden machen; woraus denn wieder folgte, dass jedes Uebel sein Gutes hätte, und umgekehrt jede Tugend ein analoges Laster; denn in höchster Vollendung, kommt es doch auf die harmonische Thätigkeit aller Kräfte an.

Wenn Voltaire auch vorgeworfen wird, dass er Namen falsch geschrieben und sich in Zeitangaben geirrt habe, so dringt ein so geistreicher Blick, wie der Seine, doch gewiss tiefer in die Wahrheit ein, als ein solcher, der blos diplomatisch richtig zu seyn, ängstlich bedacht ist, was Stanislaus selbst bezeugt hat.

Wer ersteres zu würdigen weiss, wird sich an Voltaire's Geschichte Karls halten, wer letzteres verlangt, wird J. A. Nordberg's vierbändigem Werke den Vorzug geben.

Vierter Saal

Prachtgeräthe.

In jener stürmischen Zeit, als Schweden in seinem jungen Königshelden, wie ein Nordlicht, noch einmal aufflammte und der Osten von Europa den Doppelkampf innerer Entwickelung und äusserer Machtvergrösserung bestand, glänzte Sachsen in prächtigen Festen, welche Französische Sitten verfeinerten und der phantasiereiche Geist August des Starken poetisch belebte.

Wer die Memoiren eines Zeitgenossen dieses Königs liest, fühlt, dass diese feenhaften Feste, nicht blos wie die Sterne, in kaltem Glanze strahlten, sondern von innerer Wärme durchdrungen waren und einige Trümmern dieser Herrlichkeit, sind in diesem und den folgenden Sälen aufgestellt.

In den Nischen bauen sich aus Kronen, Schilden, Commandostäben die bei Aufzügen und Hoffesten dienten, Trophäen auf.

Die Geschirre der Pferde funkeln von Steinen und leuchteten an Krönungstagen der Könige von Polen, August II. und III.

Das prächtigste Geschirr von den vieren, welche die mittlere Pferdegruppe schmücken, hatte schon August des Starken Bruder, Churfürst Johann Georg IV. fertigen lassen.

Bei einem Carussel, wo Reiter und Rosse die vier Elemente vorstellten, wurden zwei von diesen Geschirren gebraucht — und welch ein herrliches Schauspiel muss es gewesen seyn, muthige und flüchtige Rosse und Reiter, als Feuer und Luft zu erblicken! —

Eine Reihe hier aufgestellter Sattel, verdienen als Kunstwerke unsere nähere Betrachtung, denn alles was daran von Metall ist, enthält eine Fülle von Verzierungen und Basreliefs, wozu gewiss die geschicktesten Schlachtenmaler die Zeichnungen geliefert haben.

Jeder Zaum der hier ist, ist als ein Kunstwerk zu betrachten und bietet eine Verzierung, welche leicht sich anderweitig anwenden lässt, dem Künstler oder Handwerker dar.

Um hierzu einen Beleg zu geben, sind die gemalten Verzierungen an der Decke dieses

und eines folgenden Saales, aus hier befindlichen Stickereien entlehnt worden.

Nicht weniger Bewunderung müssen wir dem gegossenen eisernen Sporn, (Nr. 13.) wovon leider der andere verloren gegangen ist, zollen. Es ist diess eine Filigranarbeit in Eisen zu nennen.

Ein Meisterstück gleicher Art, ist der Steigbiegel Nr. 37., welcher ebenfalls nur aus Faden geflochten zu seyn scheint.

Mit trefflichen Reiterfiguren ist der Steigbiegel Nr. 78. geschmückt und so ist nichts in diesem Saale, was nicht ein Beweis ausgebildeter Geschicklichkeit wäre.

Fünfter Saal

Waffen aus anderen Welttheilen, besonders aus dem Oriente.

Diese Orientalische Waffensammlung, welche unter der Benennung: „Türkenkammer" bekannt war, legte August I. an, und wurde theils durch die Beute bei Entsetzung Wiens, theils durch die Gesellschaft Gelehrter, welche August der Starke auf eine wissenschaftliche Reise, nach Afrika sendete, sehr bereichert.

Uns sind diese Gegenstände geschichtliche Denkmale einer heitern, noch durch Krieg nicht getrübten Zeit, als ein junger Fürst, mit voller Kraft menschlicher Genussfähigkeit, sich seines Lebens und seiner Hoheit erfreute.

Die ächten Türkischen Teppiche, welche diese Wände bekleiden, und diesen Saal in ein morgenländisches Zelt verwandeln, erinnern an

die reizenden Feste in Moritzburg, als die schönste Aurora, die je eines glücklichen Tages Verkünderin war, zu immer neuen Freuden weckte.

Viele dieser Waffen, dienten auch zum Schmuck, wenn der Hof sich orientalisch costumirte, der aber nicht bloss an äusserer Pracht, sondern auch in sinnreichen Räthselspielen, mit morgenländischer Poesie, an Witz und Anmuth wetteiferte.

Es wäre aber zu wünschen, dass gereiste Männer, welche die Trachten und Lebensweise fremder Völker kennen, uns über diese seltsamen und phantastisch gestalteten Waffen und Geräthschaften belehrten. Die ältern Verzeichnisse geben hierüber ganz und gar keinen Aufschluss und viele Stücke dieser Sammlung mögen wohl auch aus verschiedenartigen Theilen, willkührlich zusammengesetzt worden seyn.

Was die Inschriften anbelangt, welche auf Fahnen, Teppichen und Klingen vorkommen, so hat Herr Oberlehrer M. Fleischer die Güte gehabt, solche zu übersetzen. Wir theilen hier diese schätzbare Arbeit mit.

Nr. 14. A. Rechts, unmittelbar am Rükken: *Allah the'ala*, Gott der Hocherhabene, zweimal hinter einander.

Nr. 14. B. Rechts eine Arabisch-Türki-

sche Inschrift, in rohen Zügen und grammatikalisch mangelhaft. Gleich im Anfange fehlt das Wort *Emir*, Fürst. Ich kann von dem Ganzen nur etwa so viel entziffern: *Emir-ul-muminine 'Ali Ben-Abi-Talib kurrime hada schar'ho-du'aï-zachmin* (?) *li-belaï-kim wa-a'hibbaï-kim wa-akabiri-wilajethikim* .... *'Alijjeh sullime ke wafijjeth itthi* .... *neh bu du'aï-bela* ... *mulla-ul-muminin 'Alijjeh ja 'Ali* ... (mit dem folgenden Worte bricht die Inschrift ab). Der Fürst der Gläubigen, Ali, der Sohn Abu-Talib's, möge er verherrlicht werden! diess ist die Erklärung eines Gebetes zur Abwehr (?) der Noth, welche euch und eure Freunde und die Grossen eures Landes betrifft .... dem Ali, möge er gesegnet werden! welcher als letzten Willen hinterliess ... was dieses Nothgebet ... dem Herrn der Gläubigen Ali: o Ali ....

Darunter ein Kreis mit dem Worte *schar'h*, Erklärung, und einigen andern undeutlichen Zügen.

Auf der linken Seite ist mit noch rohern Zügen der Anfang jener Inschrift wiederholt: *Emir-ul-muminine 'Ali Ben-Abi-Talib kurrime hada schar'ho-du'aï-zachmin* ...., von dem Folgenden ist bloss die Segensformel *ſalla Allah 'aleihi* (hier falsch *ſalla lillah Allah*)

lesbar. Darunter am Rücken *hada schar'ho-du'a*, und darunter auf schwarzem Grunde noch einige andere unleserliche Worte.

Nr. 22. *'Amel-Mu'hammed el-Modoni*, Arbeit von Muhammed aus Modon (dem alten Methone in Messenien).

Nr. 28. Persisch:

Seifi-qati'i new-djan (vielleicht *djuwan*)
Tschu ufthed be-desthi-ednajan

Das scharfe Schwerdt des edlen Jünglings (wie *djuwanmerd*), wie sollte es in die Hand der Unedlen fallen?

Dann der Anfang des auf der linken Seite von Nro. 430 vollständig und ebenfalls unvollständig auf Nr. 286 stehenden Türkischen Distichons, deutlich bis zum Worte *djanun*, das übrige abgeschliffen.

Nr. 50. Ein Griechischer Säbel: rechts Maria mit dem Kinde und darunter mit eingesetzten Unzial-Buchstaben: *παναγια θεοτοκε βοηθη* (so, statt *βοηθει*) *τον δουλον σου ετος απο χϰ*, Allheilige Gottesgebärerin, hilf deinem Knechte, Jahr Christi —, die Angabe des Jahres aber, welche wahrscheinlich eine zweite Zeile einnahm, scheint weggeschliffen zu seyn. Links der heilige Georg mit dem Lindwurme.

Nr. 65. Unmittelbar unter dem stählernen Griffe auf beiden Seiten: *'amel-Mu'hammed*,

Arbeit von Muhammed; dann noch mehrere auf beiden Seiten gleiche Charaktere, die ich nicht deuten kann.

Nr. 126. Queer über die Klinge die beiden mystischen Buchstabengruppen, welche die 19. und 42. Sure anfangen: *Kehei'af* und *'Ham'asaq*; dann lang herunter die Worte Sur. 61, V. 13: *nafrun min Allahi wa-feth'hun qaribun wa-besschir el-muminine*, Sieg von Gott und nahe Eroberung, und verkünde den Gläubigen Heil, wozu hier noch gesetzt ist: *ja Mu'hammed*, o Muhammed.

Nr. 286. Rechts: *La wali ghair 'Ali wala seif illa zu'l-faqar thewekkul the'ala Allah* (so, statt *thewekkuli 'ala-Allah*, oder *thewekkeltho 'ala Allah*). Es ist kein Heiliger als Ali, und kein Schwerdt als der Sulfakar (das von Muhammed geerbte, in zwei Spitzen auslaufende Schwerdt Ali's, welches z. B. auf Nr. 292 und Nr. 430 abgebildet ist); mein Vertrauen steht auf Gott. Links steht, jedoch so, dass die drei ersten Wörter sammt der Hälfte des vierten fehlen, das Türkische Distichon, welches sich vollständig auf Nr. 430 links findet (Vergl. Nr. 28).

Nr. 292. Knopf und Parirstange mit 48 griechischen und lateinischen Münzen oder Münzabdrücken besetzt; auf der Klinge rechts

Persisch: *Baqi thura ke umidisth be - men umidi be - kün.* So lange dir eine Hoffnung bleibt, setze deine Hoffnung auf mich (Statt *baqi* steht hier das sinnlose *qabi*). Links die Abbildung des Sulfakar; vergl. Nr. 286.

Nr. 300. Eine Streitaxt; auf beiden Seiten in einem Kreise dieselbe, in drei Felder getheilte, aber so verzogene und mit Zierrathen verschlungene Inschrift, dass ich mit Sicherheit blos das im untersten Felde stehende *'azze nafro-ho*, möge er rühmlich siegen! lesen kann.

Nr. 354 für mich unlesbar.

Nr. 359. Auf beiden Seiten unter dem Griffe ein Kreis mit den Worten: *'izzun li-mewlana el-sultan,* Ruhm unserm Herrn, dem Sultan. Dann rechts, längs dem Rücken herunter: *izzun li - mewlana el - sultan el - melik el - 'adil el'amil el - mudjahid el-mughazi el-Sultan 'Osman Ibn - 'Mu'hammed mewlana . . . Faris 'azze nafro - ho*, Ruhm unserm Herrn, dem Sultan, dem gerechten, dem thätigen, dem für die Religion streitenden König, dem Sultan Osman, Sohn Muhammeds (Ahmeds? Osman II. reg. 1618 — 1622) unsers Herrn, ... (wahrscheinlich des Besiegers) der Perser, möge er rühmlich siegen! — Auf dem Rücken: *'omil bi-resm-el-ghuzath fi se-*

neth 1017, *'amel - Mu'hammed Jbn-Jusuf el-'Hamathi bi - Dimeschq el - ma'hruseh bi 'l-qal'ah el-manfurah,* gefertigt für die Krieger im Jahre 1017, Arbeit von Muhammed, dem Sohne Josephs, aus Hamah, in dem wohlbefestigten Damaskus, in der von Gott geschützten Veste (oder: in dem, durch die von Gott geschützte Veste wohlvertheidigten Damaskus).

Nr. 362. 1) Unmittelbar unter dem Griffe: *'ameli-mo'habbi-Mu'hammed el-Mifri,* beliebte Arbeit von Muhammed aus Kairo.

2) Etwas weiter unten Sur. 61, V. 14: *ja ejjuha elledine amanu, kunu anfar-Allahi,* O ihr die ihr glaubt, seyd die Mitstreiter Gottes!

3) Noch weiter unten der Thronvers, d. h. Sur. 2. V. 256.: *Allah la ilah illa hue el-,hajj el - qajjum la thachodo - ho sinethun wa-la naumun le - ho ma fi 'l - semawath wa - ma fi 'l - ardh men da elledi jeschfa'o 'inde - ho illa bi-idni-hi ja'lemo ma bein eidi - him wa-ma chalfe-hom wa-la jo'hitune bi-scheiin min 'ilmi - hi illa bi-ma schaa wasi'a kursijjo - ho es-semawath wa'l-ardh wa-la jeudo-ho 'hifzho-homa wa-hue el-'alijj el-'azhim,* Allah, es ist kein Gott als er, der Lebende, der Selbstständige; seiner bemächtigt sich weder Schlummer noch Schlaf; ihm gehört was im Himmel und

auf der Erde ist. Wer wohl möchte bei ihm Fürbitte einlegen, ausser auf seine Zulassung? Er weiss was vor ihnen und was hinter ihnen ist; sie aber begreifen nichts von seinem Wissen, ausser was er will. Es umfasst sein Thron den Himmel und die Erde, und keine Last ist's für ihn, sie beide zu erhalten. Er ist der Erhabene, der Grosse!

Nr. 380. Zwischen reichem Arabeskenschmuck die zwei Persischen Disticha:
Ei thighi ke ez thu chafmi-din kem bada
Baghi-zhafer ez-abi-thu churrem bada
Ssa'hibi-thu du'aï-seif penah (fehlt ein Verbum, wie *girerd*)
Ba thu demi-zu'l-faqari hemdem bada.
O Schwerdt, mögen durch dich die Gegner der Religion vermindert werden; möge der Garten des Sieges durch dein Wasser (Wortspiel: Bewässerung und Glanz) fröhlich blühen; dein Besitzer nimmt seine Zuflucht zum Gebete des Schwerdtes (ein Gebet, welches die Muhammedaner vor der Schlacht beten); möge mit dir der Hauch des Sulfakar (vergl. Nr. 286) sein Begleiter seyn!

Nr. 397. A. Zunächst dem Griffe quer über die Klinge zwei Wörter, die etwa *elchaffijjeh el - 'adhba*, die vorzügliche, die schneidende (sc. Klinge), zu lesen seyn möch-

ten. Dann längs herunter das Türkische Distichon:

Ilahi ba'hr ü-jerdeh qyl mujesser
Muradumtsche ola feth'h u-muzhaffer

O Gott, zu Wasser und zu Lande gieb Gelingen, dass nach meinem Wunsche Eroberung und Sieg von Statten gehe!

Nr. 397. B. 1) Zunächst dem Griffe: *Ssa'hib Mustafa*, der Besitzer ist Mustafa.

2) Weiter unten: *'amel-Atha-Mu'hammed be-Misr*, Arbeit von Atha Muhammed in Kairo.

3) Noch weiter unten ein Persisches Distichon, ziemlich verwischt, und am Ende ganz erloschen:

Qabzheï-thighi tschu ajeth ei schehi chorschidi-ferr
Hesthi tschu mari dero peiwesthe ajath ....

Der Griff des wundergleichen Schwerdtes, o sonnenstrahlender König, ist wie eine Schlange, in welcher beständig Wunder .... (wahrscheinlich Anspielung auf die auch in dem Koran stehende Erzählung von Moses und den ägyptischen Zauberern).

Nr. 402. 1) *'Ameli-mo'habbi-'Ali-Issahani*, beliebte Arbeit von Ali aus Ispahan.

2) *Nasrun min-Allah wa-feth'hun qaribun*, Sieg von Gott und nahe Eroberung; vergleiche Nr. 126.

Nr. 430. Rechts in der Mitte längs herunter der Thronvers; vergl. Nr. 362. Darüber, nach dem Griffe zu, ein magisches Zeichen (*muhr*), bestehend aus dem Namen *'Ali* und den Buchstaben *'ha, sin, qaf* und *waw;* — rings um den Thronvers herum läuft eine sich auf jenes Zeichen beziehende Randschrift, die aber offenbar hier und da mangelhaft und mir nicht durchaus klar ist: *Awni* (vielleicht statt *'awni* mit dem *'ain*) *mubarek budur* .·. *kemin fujeh gharq olmajah* . *waqith bu muhreh nazhar ideh efsen* (?) *we-gör olah* . *we-gemijeh kibrid gibi* . . . *lmejeh* . *duschman zabun usthineh bir kimesneh jauz sözden baghlu olah* . *da'wajeh warisah anlarun dilleri we - aghizleri emin olah* . *we - djümleh duschmawilan* (?) *den we - djinnanden we - 'ifrithden we - periden we-djinler neslinden 'aun* (?) *ana kar qalmajah* . *we - diwden maqfudin ireh* (vielleicht statt *chireh*) *görmejeh* . ... *didi* . *we - daha djümleh merdeben* (statt *merzubum*) *we - her jerdeh ben ana 'hazhir olam qara - deh ben ojanysch - deh* (?) *we - denizdeh we - aidur her kim bu muhri kethürseh riwajeth - dur Chizir Elija den* .·. *muhri scherif budur* .·. *we - chasthlyq - den emin olah* . *jauz dilden we - jauz sözden we - daha her kim bu muhri ketürseh, ana kar qalmajah in scha Allah*

the'ala djennetheh gireh. we - ta'uni - fur we-'hisab görmejeh. we qijameth - gümindeh odah janmajah. Das ist das segensreiche Schutz- und Hülfszeichen (sc. wie es unmittelbar darüber steht). Er (sc. wer sich desselben bedient) wird nicht in verborgnem Wasser untersinken. Wenn er (sc. der Feind) dieses Zeichen ansieht, so wird er .... und blind werden, und wird wie Schwefel zu einem Schiffe .... Der Feind wird geschlagen werden (wenn man *olah* statt *usthineh* liest). Niemand wird durch böse Worte (d. h. durch Zauberworte, *verba malefica*) behext (besonders mit männlicher Impotenz behaftet) werden (wenn man *olmajah* statt *olah* liest). Wenn er einen Rechtshandel hat, so wird sein Herz und sein Mund furchtlos seyn (— im Türkischen steht hier der Plural: Wenn sie einen Rechtshandel haben, so werden ihre u. s. w.) und gegen alle Feinde (?) und Dämonen, und männliche und weibliche Unholde und gegen alles Dämonengezücht geschützt (?), wird er keine Noth mehr haben. Und von Diw's (eine eigne Art Dämonen) wird er seine Plane nicht gestört sehen. .... sprach er. Und auch in jedem Lande und an jedem Orte werde ich ihm zur Hülfe bereit seyn, zu Lande und zu Meere werde ich über ihn wachen (?). Und

er spricht: Jeder der dieses Zeichen trägt, — Diess ist eine Ueberlieferung von dem Propheten Elias. .·. Das ist das erhabene Zeichen .·. Und vor Krankheit wird er sicher seyn, auch vor böser Zunge und bösem Worte; auch wird jeder, der dieses Zeichen trägt, keine Noth haben und, wenn Gott der Hocherhabene will, ins Paradies kommen. Und die Pest der Posaune und der Rechenschaft (d. h. die Pest, welche vor dem Posaunenschalle zur Auferstehung und dem jüngsten Gerichte ausbrechen soll) wird er nicht sehen. Und am Auferstehungstage wird er nicht im Höllenfeuer brennen.

Links steht die Abbildung des Sulfakar (vergl. Nr. 286) mit einer nach dessen Griffe zeigenden oder sich darnach ausstreckenden Hand; darunter das Türkische Distichon:

Ghamzeh-sin sewdük gönül djanun gerekmez bi fana
Thigheh wurduk djismi - 'orjanun gerekmez bi fana.

(Statt *djismi* steht *djismeh*). Sollte nicht dein Herz und Gemüth sein (sc. des Schwerdtes) freundliches Blinken lieben? Solltest du nicht deinen blossen Leib dem Schwerdte entgegenwerfen? Zuletzt ganz unten Arabisch: *Inna meddun li-umluki-Sultanin melikin tahirin,*

Wir sind Verstärkung für die Fürsten (Heeresführer) eines Sultans, eines unbescholtenen Königs. (Vielleicht ist für *inna* zu lesen *ana*, so dass das Schwerdt spräche: ich bin eine kraftverstärkende Waffe für u. s. w.).

Nr. 437. Ein Dolch, der in seiner ganzen Länge und auf beiden Seiten in zwei Hälften getheilt ist, von denen die eine Persische Verse, die andere Arabesken enthält. Aber ein guter Theil der Klinge ist so in den Griff eingefügt, dass mehr als die Hälfte des ersten Verses von den vieren, welche jede Seite enthält, dadurch verdeckt wird. Rechts:

. . . . *be - rui - ma*
Men der an fikrem ke espi thundi chandjer chun kesched

. . . . vor unserm Antlitz,
So denke ich daran, dass das wilde Ross des Dolches Blut schlürft.

Chajali - chandjereth der dideh hemtschu ab ne - mired
Tschu an mahi ke murd u der mijani - ab ne mired

Der Abglanz deines Dolches erstirbt nicht im wassergleichen (d. h. wie Wasser flüssig glänzendem) Auge, gleich jenem Fische der, gestorben, mitten im Wasser nicht stirbt (d. h. wieder auflebt).

Links:

. . . . *ei na - mihriban darem*
Thu chandjer der - mijan dari u - men djan
der - mijan darem

. . . . habe ich, o Unbarmherziger;
Du führst im Gürtel den Dolch: ich trage nichts
bei mir als mein Leben.

(Eigentlich: du hast in der Mitte, d. h. im Gürtel, den Dolch, und ich habe in der Mitte, d. h. im Innern des Körpers, die Seele).

Der - aberui - chandjer chorschidi binkeri
Mer usthuchani - pehlui men kuschthe chandjeri
Im Schimmer der Oberfläche (— es steht dort das sinnlose *arezui*, im Verlangen —) des Dolches erblickst du die Sonne; aber ein Dolch hat meine Hüftenknochen durchbohrt.

Nr. 482. In den Strichen unter dem Griffe kann ich keine Schrift erkennen.

Dazu kommt:

A) Inschrift auf der grünen Bordüre eines rothen Türkischen Vorhanges: *La ilah illa Allah wa - Mu'hammed resulo - ho*, es ist kein Gott als Allah, und Muhammed ist sein Prophet, — das Muhammmedanische Glaubensbekenntniss, — in den drei Feldern der Bordüre dreimal wiederholt.

B) Inschrift einer Türkischen Fahne, in de-

ren Mitte der Sulfakar oder das Doppelschwerdt Ali's abgebildet ist: . . . . . .

a) auf dem untern Rande: *La ilah illa Allah wa-Mu'hammed resulo-ho*, s. oben A.

b) auf der Seite quer hinauf: *Nafrun min-Allahi wa-feth'hun qaribun*, Sieg von Gott und nahe Eroberung.

c) *La wali illa 'Ali wa-la seif illa zu'lfaqar*, Es ist kein Heiliger als Ali, und kein Schwerdt als der Sulfakar.

Kleiderkammer.

In dieser Garderobe, in welcher fürstliche Braut- und Staatskleider und dergleichen aufbewahrt werden, machen wir blos auf zwei Merkwürdigkeiten aufmerksam.

Das eine ist ein hölzerner Becher, welchen Peter der Grosse drechselte, das andere ein kleiner einfacher Hut eben dieses Czars.

So unbedeutend auch diese Dinge sind, so kann man sie doch nicht sehen, ohne dass nicht die wichtigsten Betrachtungen in uns geweckt würden, und wir fühlen uns von dem Gedanken erschüttert, welche grosse Leidenschaften und weltumfassende Plane oft den Kopf, der diesen Hut trug, mit dem Herzen dieses grossen Mannes in Kampf setzten.

Verfasser Dieses fühlt sich nicht beim Anblick dieses Huts zu so tiefschwärmenden Phantasien fähig, wie die Hamlet's bei Betrachtung

der Schädel. Es mag daher, statt anderer, eine Betrachtung des geistreichen Voltaire über Peter den Grossen hier stehen:

„Europa hat erkannt, dass er den Ruhm liebte, dass er ihn aber dareinsetzte, Gutes zu thun, dass seine Fehler nie seine grossen Eigenschaften schwächten, dass in ihm der Mensch seine Flecken trug und der Herrscher immer gross war; er überwältigte die Natur in Allem, in seinen Unterthanen, in seinem Selbst, zu Lande und auf den Gewässern; aber er hat sie überwältigt, um sie zu verherrlichen" (*l'embellir* sagt Voltaire).

Was die Fehler Peter's des Grossen betrifft, welche Voltaire hier erwähnt, so sind sie die unvermeidlichen Uebel grosser Fähigkeiten, und es wäre eben so thöricht, von einem grossen Manne zu fordern, dass er ohne gewaltige Leidenschaften sey, als von dem Löwen, dessen Kraft wir bewundern, dass er zum Hausthiere sich zähmen lasse, und so erscheinen an grossen Menschen, wie an Planeten, die Erhebungen als Flecken.

Letzte Gallerie.

Wir setzen hier die Beschauung der Prachtgeräthe fort, und bemerken über der Eingangsthüre eine Maulthierdecke und Zäumung.

Sie ist eine von denen, welche mit den Maulthieren nach Dresden kamen, die August der Starke vom König von Spanien zum Geschenk erhielt, und welche Weck mit grosser Bewundrung anführt.

Die Wände dieses Saales sind mit prächtigen Waffen geschmückt und die vorzüglichsten Degen als Geländer an den Fenstern aufgestellt, wo man die schönen Gefässe im bessten Lichte sehen kann.

Zwei Reihen Pferde kommen dem Beschauer entgegen, und blenden durch die Pracht der Geschirre.

Wir wenden uns zu August des Starken polnischem Krönungsornate, welcher sehr durch

die Zeit verblichen ist, aber, als Merkwürdigkeit, denn doch aufbewahrt zu werden verdient.

Er steht in einer Nische, von Fahnen der Nationen gebildet, welche gegen Schweden mit Sachsen verbündet waren.

Da August II. den Beinamen des Starken bekam, so dürfen wir nicht das Kästchen übersehen, welches seinem Bildnisse gegenüber auf einem Tabouret steht, und in welchem die Stücke des Hufeisens liegen, welches der König mit den Händen zerbrach.

Man erzählt, dass der Schmid, dem der König für sein zerbrochenes Eisen einen Dukaten schenkte, diess Goldstück zerriss und dadurch einen noch auffallendern Beweis grosser Stärke gab.

In den Feldern neben diesem Ornate sind zum Schmuck der Wände prächtige Säbel und Hellebarden der Polnischen Edelwachen aufgestellt.

In gleich prächtiger Umgebung steht der Kürass, welchen August III. bei der Krönung zum Könige von Polen trug.

Den Geist dieses Regenten lernt man richtiger aus den von ihm gesammelten Kunstwerken beurtheilen, als aus einer Sammlung

dieser Art, die ungleich weniger Belege zu seinem ausgebildeten Kunstsinne geben kann.

Ueber diesem Panzer sind zwei Ceremonienschwerdter angebracht, welche bei der Krönung August's III. dem Könige vorgetragen wurden.

Auf der einen Klinge steht das Churfürstlich Sächsische, auf der andern das Litthauische Wappen und auf beiden die gleiche Inschrift: *Coronat. XVII. Jan. MDCCXXXIV.*

In der Mitte dieser Schwerdter ist ein geweihtes Schwerdt aufgehangen, welches August II. von Papst Benedict VIII. zum Geschenk erhielt.

Auf der einen Seite der Klinge steht die Inschrift: *Benedictus VIII. Pont. Max.*, auf der andern Seite: *Anno Jubilei MDCCXXV. Pontif. sui II.*

Am Ende des Saales steht das Denkmal, welches der geschickte Steinschleifer Rotermund zu dem Regierungsjubiläum Friedrich August's, Königs von Sachsen, verfertigte. Es besteht aus Sächsischen Steinarten, mit welchen unter andern Früchte täuschend nachgeahmt sind, wodurch die Fruchtbarkeit des Landes angedeutet werden sollte.

Auch verdient ein Eichenkranz gelobt zu werden, dessen Blätter aus Jaspis bestehn.

Ein schön gearbeiteter Säbel, am Pfeiler neben der Ausgangsthür, ist ein Denkmal der Verehrung und Zuneigung der Sächsischen Armee gegen den um ihre Ausbildung hochverdienten Generallieutenant von Le Coq.

Wenn wir von der wunderbarsten Erscheinung der Vergangenheit auch keine glänzenden Andenken in dieser Sammlung aufzuweisen haben, so werden die folgenden Dinge, die, mit anderwärts vorhandenen wichtigen Denkmalen verglichen, sehr unbedeutend scheinen, im Laufe der Zeit und nach Jahrhunderten doch zu bedeutenden Merkwürdigkeiten werden.

Es ist diess der rothsammetne Sattel, welchen Napoleon während seines letzten Aufenthalts in Dresden gebrauchte, und das Paar Stiefeln, welches er an dem Tage der Dresdener Schlacht trug.

Einer dieser Stiefeln ist an der Ferse aufgeschnitten, weil das Leder sich vom Regen zusammengezogen hatte, und jener Umstand machte, dass sie in die Hände eines Sammlers von Seltenheiten fielen, von welchem diese Stiefeln nebst andern Sachen in die ehemalige Kunstkammer übergingen.

Der vorerwähnte Sattel ist unbezweifelbar ächt; denn er kam, nachdem Napoleon Dres-

den verlassen hatte, sogleich in Verwahrung der Königl. Sattelkammer, welche einen Theil der ehemaligen Rüstkammer ausmachte.

Ausserdem werden noch zwei weisse Schuhe von Atlas und mit Stickereien verziert, gezeigt, welche Napoleon bei seiner Krönung trug.

Nachtrag.

Es befinden sich in diesem Museum viele, theils geschichtlich höchst merkwürdige, theils künstlerisch ausgezeichnete Waffen, welche eine besonders sorgfältige Aufbewahrung verdienen und daher in Glaskasten gelegt wurden.

Da diese Gegenstände aus sehr verschiedenen Zeiten sind und ein mannigfaltiges Interesse erwecken, so liessen sie sich nicht an den Faden der Geschichtsfolge anreihen, welchen beim Ordnen dieses Museums festzuhalten beabsichtigt wurde. Diess mag entschuldigen, dass diese Dinge, denen man wohl ohnehin gern eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, in einem Nachtrage abgesondert aufgeführt werden. Die wichtigsten sind folgende:

Nr. 384. Dolch von Rudolph von Schwaben.

Wir führen diess merkwürdige Waffenstück

unter der Benennung auf, die ihm die alten Verzeichnisse geben, ohne solche verbürgen zu wollen.

In Ludwig's Reliquien ist nichts über diesen Dolch zu finden, der doch nur von Merseburg in die alte Rüstkammer gekommen seyn könnte, wodurch die Sache zweifelhaft wird; man müsste denn annehmen, dass dieser Dolch früher abgeliefert, als das Reliquienverzeichniss gedruckt wurde.

Auf dem hölzernen Griffe befinden sich Bildwerke, welche allerdings einer frühen Zeit angehören. Sie stellen eine Frau vor, welche auf einem Manne reitet, und einen wilden Mann, der von einem Mädchen an einer Kette geführt wird.

Erstere Scene war ein Lieblingsgegenstand der Künstler älterer Zeit und nach Gottlieb von Murr soll derselben ein Morgenländisches Mährchen zum Grunde liegen.

Diese Gruppen sind mit Spitzbogenverzierungen eingefasst, welche zwar noch sich wenig von dem Rundbogen entfernen, allein doch schon eine spätere Zeit andeuten, als das 11. Jahrhundert, in welchem Rudolph lebte.

Nr. XLV. Degen Kaiser Karl's IV. So trefflich diese Waffe auch seyn mag, so möchten wir doch hier einen Schreibfehler in den

alten Verzeichnissen vermuthen, da sie uns nicht alterthümlich genug scheint.

Nr. 45. Panzerstecher des Churfürsten Moritz. Das Silberbeschläge der Scheide stellt ein künstliches Gewinde von Früchten, Blumen und Thieren vor.

Nr. 46. Panzerstecher; auf dem Silberbeschläge der Scheide sind Jagden vorgestellt und Kinder, welche Turniere und Tänze aufführen.

Nr. 47. Panzerstecher, worauf in schönen Schwingungen Arabesken Medaillons einfassen, welche gute Nachahmungen Römischer Münzen sind.

Nr. 49. Degenscheide mit silbernem Beschläge, worauf der Sündenfall, nach Hans Sebald Behams Kupferstich (Bartsch. Nr. 6.), vorgestellt ist. Der Goldschmid wich nur darin von dem Stecher ab, dass in seinem Basrelief der verbotene Baum ein Stamm, nicht, wie im Kupferstiche, ein Gerippe ist. Auch hieraus sieht man die nicht völlig erloschene Affinität beider Künste, welche ursprünglich Eins waren.

Nr. 51. Silberne Degenscheide. Die eingegrabenen Blätterverzierungen fertigte eine ungeschicktere Hand; dahingegen sind Medaillons eingelassen, welche einen trefflichen Künstler bewähren.

In dem obern Medaillon ist Herkules, der den Antäus erdrückt, vorgestellt. Schade, dass durch den Gebrauch der Waffe diess kleine Bild sehr verwischt ist!

Im zweiten Medaillon ist ein weiblicher Kopf, mit Hörnern des Jupiter Ammon. Der Ursprung dieser Nymphe, aus dem Hirtengeschlechte, welches der Künstler wahrscheinlich durch die Widderhörner andeuten wollte, ist schon trefflich durch die sinnlichen, lüsternen Züge angezeigt.

In dem dritten Medaillon ist eine sitzende männliche Figur, welche aber durch Reibung undeutlich wurde.

Im vierten Medaillon ist ein männlicher Kopf im römisch-antiken Geschmacke.

Am Ende dieser Scheide ist eine Medaille mit Kaiser Karl's V. Bildnisse eingesetzt.

Auf der Rückseite ist eine andere Medaille, welche eine unverständliche Allegorie enthält und eben so unbedeutend als Kunstwerk ist.

Nr. 53. Ein Degen und ein dazu gehöriger Dolch in ganz silberner Scheide. Es ist diess eine sehr geschickte und fleissige Goldschmidsarbeit, die von einem Augsburger gefertigt zu seyn scheint, was die Schnörkel verrathen, welche, bald geradlinig, bald schneckenförmig gekrümmt und muschlich gebogen, doch

ohne rechten Zusammenhang in einander eingreifen und mit kleinen Fruchtgehängen, Masken und Figuren, überladen sind.

Die Figuren selbst sind von guten Verhältnissen, und besonders ist die eine, an der Dolchscheide ganz frei hervorstehende, Figur eines römischen Kriegers sehr zu loben.

Nr. 54. Degen mit Medaillons, worin die Fusswaschung, Verspottung und Kreuzigung Christi vorgestellt sind. 1575.

Nr. 176. Dolch, Degen und Scheide von kunstreicher Goldschmidsarbeit, in welcher das Opfer Abrahams dargestellt ist. Aus Churfürst Christian's I. Zeiten.

Nr. 158. Degenscheide, an deren Ende Karl's V. Bildniss eingesetzt ist.

Nr. 159 gleicht der vorhergehenden, nur dass sie noch reicher verziert ist.

Nr. 143. Diese Degenscheide hat am obern Ende ein silbernes und vergoldetes Beschläge, welches aus drei kleinen Basreliefs besteht.

Auf dem obern Täfelchen ist jene Geschichte dargestellt, nach welcher drei Bewerber sich um den Nachlass eines Verstorbenen stritten, indem jeder behauptete, er sey der einzige Sohn und Erbe. Der Richter erklärte: der solle den Nachlass bekommen, der mit seinem Pfeile in das Herz des todten Vaters treffen würde.

Einer aber der den Vater in der Leiche ehrte, wollte sich dieser Bedingung nicht unterwerfen und verzichtete auf die Erbschaft; jedoch der Richter erkannte diesen an der Stimme der Natur für des Verstorbenen ächten Sohn.

Auf dem zweiten Täfelchen ist Orpheus vorgestellt, und auf dem dritten ein Kampf von sechs nackten Männern. Letzteres übertrifft die Erstern bei weitem in Lebendigkeit der Darstellung und Tüchtigkeit der Zeichnung. Es ist ein kleines Meisterwerk, welches den trefflichen, nur zu bald wieder verschwundenen Einfluss italienischer Meister auf deutsche Künstler zeigt.

Nr. 152. Degen des Herzogs Ernst von Braunschweig.

Nr. 144. Diese Degenscheide, welche ganz mit durchbrochenen Verzierungen bedeckt ist, scheint uns sehr merkwürdig zu seyn. An dem obern Theile bildet eine seltsame Verschlingung von Drachen und Schlangen eine Verzierung, die, bei einem flüchtigen Anblicke, für Blätterwerk gehalten werden könnte. An diese Schnörkel schliessen sich andere, gewöhnlichen Arabesken ähnlichere an und enden über einer sehr räthselhaften Gruppe von zwei Figuren, wovon die eine, aus thierischen und menschlichen Gliedern zusammengesetzt, ein geflügeltes Weib mit Löwenfüssen ist, die von ei-

nem geflügelten Manne von hinten gefasst wird. Es ist diess seltsame wunderliche Bildwerk nicht ohne Geschicklichkeit und Kenntniss der Zeichnung hervorgebracht, ja sogar die Köpfe haben einen Ausdruck, der nicht missfällig ist. Weder einem Deutschen noch einem Italiener möchten wir diess Kunstwerk zuschreiben, und vielleicht ist es die Arbeit eines ältern Franzosen.

Nr. 352. Säbel Kaiser Rudolph's II.

Nr. 446. Dolchscheide. Auf der ganzen Länge dieser Scheide ist ein Gefecht von Römern vorgestellt. Lebendigkeit der Stellungen und Benutzung des zu verzierenden Raumes ist daran zu loben. Es macht eine angenehme Wirkung aufs Auge, dass der Grund dieses Bildwerks durchbrochen ist, wodurch die Figuren völlig rund erscheinen, obwohl sie nur flach gehalten sind.

Nr. 449. Dolch und Scheide, mit schönen Masken und ganz erhobenen Figuren geschmückt. Auf der Scheide ist die Göttin des Glücks und darunter folgende Inschrift angebracht: *Gelick und Freude.* Eine andere Inschrift auf der Rückseite dieser Dolchscheide belehrt uns, dass Meister Christoph Weiditz in Augsburg diese Arbeit gefertigt hat. Hierbei ist zu bemerken, dass Paul v. Stetten in der Kunst- und Gewerbsgeschichte von Augsburg einen Christoph

Steuditz anführt, welcher ein ungemein kunstreicher Arbeiter, besonders in Bildern von Gold, war. Er erhielt 1530 vom Kaiser Karl V. eine Begnadigung, wegen der Meisterrechte der Goldschmide. Wir möchten vermuthen, dass dieser Künstler derselbe Weiditz, und der Name Steuditz ein Druckfehler sey.

Nr. 442. Dieser Degen verdient wegen seines reich geschmückten Knopfs und Gefässes unsere Bewunderung. Auf den nur schmalen Biegeln, die zum Schutze der Hand dienen, sind Haasen-, Schweins- und Hirschjagden vorgestellt. Sieht man diese Arbeit aus einiger Ferne, so scheinen es Perlenschnüre zu seyn; betrachtet man diese Biegel in der Nähe, so entwickelt sich vor unsern Blicken das lebendigste, lustigste Gewimmel von Jägern und Wild.

Nr. 394. Ein Degen und ein Dolch, deren Griffe mit antiken Cameen besetzt sind. Einige darunter sind zwar nur klein, aber sehr schön.

Nr. 380. Das Churschwerdt des Churfürsten Moritz wird von allen Beschreibern Dresdens als eine sehr schätzbare Merkwürdigkeit angeführt.

Es verdient auch diesen Ruhm wegen der reichgeschmückten Degenscheide.

Am obern Ende dieser Scheide ist mit erhobenen Figuren der Kampf des Herkules mit Cacus vorgestellt. Die Gruppirung ist zu loben,

nur die Formen im Einzelnen übertrieben. Unter dieser Gruppe ist die Fruchtbarkeit oder vielleicht der Friede, nach Aldegrever, mit Aehren und einem Füllhorne dargestellt. Weiter herab hat der Goldschmid die Fortuna nach Hans Sebald Beham (Bartsch Nr. 140.) copirt.

In einer folgenden Abtheilung erblicken wir einen Mann, dem Arme und Beine mit Stricken gebunden sind. Er hält in der rechten Hand einen Ring. Vielleicht soll diese Allegorie die Treue bedeuten.

Nun folgen wieder Arabesken, und darunter ist in einem etwas grössern Felde ein geflügeltes Weib vorgestellt, welches die Hände zusammenlegt und nach der Sonne aufschaut. Weiterhin erblickt man einen Mann, der im Zwangklotze liegt und sehr verdriesslich zu seyn scheint. Es wechseln noch dreimal Figuren und Arabesken, wovon erstere ein Frauenzimmer, das eine Burg auf den Händen trägt, einen Fürsten und ein nacktes Mädchen, die einen Papagai auf der Hand hält, vorstellen.

Es würde oft eine sehr vergebliche Mühe seyn, Bilder dieser Art enträthseln und Beziehungen aufsuchen zu wollen, da die Goldschmide nicht selten blos einen Raum zu verzieren beabsichtigten.

Auch liegen hier zwei feindliche Degen friedlich beisammen, die nur der Tod zur Ruhe brachte, — der Peter's des Grossen und der Karl's XII.

